Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 96 (1996)

Artikel: Maria Gundrum, Malerin und Kunsthistorikerin (1868-1941)
Autor: Roth, Dorothea
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118378

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Maria Gundrum, Malerin und Kunsthistorikerin (1868–1941)

von

Dorothea Roth

Vorbemerkung

Dem Namen Maria Gundrum bin ich zum erstenmal begegnet, als vor einigen Jahren, beinahe durch Zufall, das Protokollbuch des Basler Lehrerinnenvereins in meine Hände geriet. Mein Interesse an Maria Gundrum, die den Verein 1895 gegründet und auch dem Redaktionsstab der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung angehört hatte, wurde erst richtig erweckt, als ich feststellte, dass sie sich nach einigen Jahren aus dem Vereinsleben zurückzog, das Studium der Kunstgeschichte ergriff, ihre Stellung als Lehrerin aufgab und schliesslich aus der Basler Schulszene, wo sie einiges Aufsehen erregt hatte, verschwand. Es reizte mich, herauszufinden, warum sie in einer Zeit, wo Dutzende von alleinstehenden Frauen sich um eine Anstellung als Lehrerin bemühten, auf ihre gesicherte Position verzichtete, und welches ihr weiteres Schicksal war.

Der Zufall kam mir zur Hilfe: In dem zu ihrem 90. Geburtstag erschienenen «Musenalmanach einer Baslerin» von Eva Bernoulli (Basel 1993) stiess ich, ohne dass ich ihn dort gesucht hätte, auf den Namen von Maria Gundrum in Verbindung mit demjenigen der Schriftstellerin Ricarda Huch. Von Eva Bernoulli (1903–1995) selbst erfuhr ich, dass sie während ihrer Studienzeit in München um 1922/23 im Haus der mit ihren Eltern befreundeten Familie Wittwer Maria Gundrum kennengelernt hatte. Sie erinnerte sich an die Erscheinung der weisshaarigen Dame, die sich bei grossen Gesellschaften in der Wittwer'schen Villa auf der Ludwigshöhe bei München unentbehrlich machte und deren Nimbus darin bestand, dass sie als Freundin des Philosophen Alfred Schuler und als eine gute Bekannte des grossen Heinrich Wölfflin galt.

Der Name Alfred Schuler war in keinem Lexikon aufzufinden, und so blieb mir als einzig mögliche Spur, die zu verfolgen war, die Biographie von Heinrich Wölfflin. Der umfangreiche Nachlass des Verfassers der «Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe» wurde nun zum Ausgangspunkt einer Suche, für die der Vergleich mit dem Aufspüren der Stecknadel im Heuhaufen nicht unangebracht ist. Doch

Maria Gundrum
(Bayerische Staatsbibliothek München, Nachlass Hans Cornelius)

wurde die Geduld belohnt: Seit der ersten Nennung ihres Namens in einem Brief des jungen Professors aus Basel an seine Eltern im Februar 1900 bis zur Meldung ihres Todes im März 1941 taucht der Name Maria Gundrum in Wölfflins Briefen und Notizheften immer wieder auf. Aus den kurzen Erwähnungen liessen sich allmählich die Stationen ihres Lebensganges erkennen: auf Basel folgten Rom, Berlin, München.

Bildeten diese Angaben gewissermassen das Rückgrat der Biographie, so ergaben sich im Verlauf der Suche weitere Verbindungen. Die Zeit, in der sie sich von Basel löste und zwischen dem Studium der Kunstgeschichte und dem eigenen Malen schwankte, wird in den Briefen an Karl Schwarzschild beleuchtet. Ihre Verbindung mit dem Kreis um Klages und Schuler in München ist durch die grosse Klages-Biographie von Hans-Eggert Schroeder sowie durch Briefe gut belegt. Einige Briefe des Buchkünstlers Paul Renner an Hans Cornelius geben Einblick in ihre kunstpädagogische Tätigkeit in der Spätzeit des Münchner Jugendstils, und in ihren eigenen Briefen an diesen ihren engsten Freund wird sie selbst als Persönlichkeit fassbar. Die Beziehung zu Elsa Bruckmann führt aus dem Klages-Schuler Kreis vor dem Ersten Weltkrieg in die Münchner Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre. Dass Maria Gundrum, im Unterschied zu Heinrich Wölfflin, der München schon 1924 verlassen hatte, ihre Stellung in dieser Gesellschaft, die mehr und mehr vom Geist des kommenden Dritten Reichs durchdrungen wurde, behauptete und sie auch nicht aufgab, als ihren Freunden in der Schweiz die Augen über das Wesen der Nazi-Diktatur längst aufgegangen waren, das wurde ihr in ihrer ursprünglichen Heimat nicht verziehen und ist der Grund dafür, dass sie in Basel totgeschwiegen und vergessen wurde.

Die Uneinheitlichkeit des biographischen Materials, das aus zahlreichen einzelnen, oft nur beiläufigen Aussagen der verschiedensten Personen besteht, verweist auf den besonderen Charakter der Biographie selbst: Einer Vielfalt von Interessen und Begabungen entsprechen Verbindungen und Freundschaften mit vielen und voneinander sehr verschiedenen Menschen. Der zentrale Punkt, auf den hin alle diese Beziehungen konvergieren, ist Maria Gundrums leidenschaftliche Liebe zur Kunst. Doch ist dieses Verhältnis ein zwiespältiges, und darin liegt die Problematik ihres Lebens: Trotz ihrer malerischen Begabung und ihrem Einfühlungsvermögen in den Prozess künstlerischer Gestaltung blieb ihr die ausdauernde Kraft des Schöpferischen versagt. Mit ihrer frühen Einsicht (ca. 1902), es sei «leichter, zur Befriedigung anderer schön über Kunst zu sprechen, als ... zu eigener Befriedigung ein Kunstwerk zu Stande zu bringen»,

formuliert sie diesen Zwiespalt und lässt uns ahnen, dass ihre Hinwendung zur Kunstgeschichte und zur Kunst der Interpretation auf dem Hintergrund ihrer Resignation als Künstlerin zu verstehen ist. Man möge es der vorliegenden Arbeit nachsehen, dass von der «Malerin», die der Titel verheisst, bisher nur ein einziges Bild aufgefunden werden konnte.

I. Lehrerin, Studium der Kunstgeschichte, Hinwendung zur Malerei (bis 1903)

Maria Gundrum wurde am 18. Juli 1868 in München geboren. Ihre Eltern, die 20jährige Maria Schluttenhofer von München und der vier Jahre ältere Steinmetz Johann Friedrich Wilhelm Gundrum, heirateten im Jahr darauf und liessen das Kind legitimieren. J.F.W. Gundrum war der Spross einer Handwerkerfamilie, die aus Speyer in die Schweiz eingewandert war. Sein Vater, der Zimmermeister Johann Michael Gundrum, hatte sich 1842 in Basel eingebürgert, zunächst eine Baslerin und nach deren Tod die in Basel niedergelassene, aus Württemberg stammende Christina Elisabeth Merker geheiratet. Zahlreiche Angehörige der Familien Gundrum und Merker lebten in Basel, während J.F.W. Gundrum in die Heimat seiner Frau, nach München, übersiedelte, wo er drei Jahre nach der Geburt seiner Tochter starb. Maria Gundrum hat also ihren Vater kaum gekannt. Sie verlebte die ersten Jahre ihrer Kindheit in München bei der Mutter. Ohne sich nochmals zu verheiraten, gebar diese Frau in kurzen Abständen fünf weitere Kinder, und es scheint, dass das Leben der erstgeborenen Tochter im Kreis ihrer Halbgeschwister kein besonders glückliches war.

Mit der Begründung, dass die Mutter «durch ihre Beschäftigung ständig vom Hause ferngehalten werde», schalteten sich, als Maria 11jährig war, die Verwandten von Basel ein, brachten das Kind in die Rheinstadt zu den Grosseltern und richteten ein Gesuch um Aufnahme ins Bürgerliche Waisenhaus. Die Einwilligung dazu zögerte sich etwas hinaus, einmal weil keine finanzielle Notlage bestand – Maria Gundrum besass von ihrem Vater her ein kleines Vermögen –, ausserdem hatte man Bedenken, das Kind, das aus einer katholischen Umgebung stammte, einer auf den reformierten Glauben ausgerichteten Erziehung zuzuführen. Nachdem der Vormund und dessen Stellvertreter die schriftliche Einwilligung zur reformierten Erziehung gegeben und die jährliche Zahlung eines Kostgeldes zugesichert hatten, wurde Maria Gundrum als «Tochter eines hiesi-

gen reformierten Bürgers» am 29. September 1879 ins Waisenhaus aufgenommen[1].

Der Waisenvater J.J. Schäublin führte unter den etwa 150 Kindern ein fromm-patriarchalisches Regiment. Zwar galt er als aufgeschlossen, doch stand die Vermittlung von Wissen und Bildung nicht im Mittelpunkt seiner Pädagogik. Die Knaben wurden zur Erlernung eines Handwerks angehalten und die Mädchen auf die verschiedenen Formen des «Dienens» vorbereitet. Nur wenige Kinder durften die Schulen der Stadt besuchen, 1875 waren es 35 Knaben und 2 Mädchen, die andern wurden in der internen Waisenhausschule unterwiesen. Maria Gundrum durchlief alle vier Klassen der Sekundarstufe und wurde 1884 entlassen. Nun schlug sie eine für ein Waisenhausmädchen ungewöhnliche, ja einmalige Karriere ein: Sie wurde ins Lehrerinnenseminar der Neuen Mädchenschule in Bern aufgenommen. Nur auf Grund einer auffallenden Begabung und dem entsprechend starken Willen kann sie diesen Sprung geschafft haben.

Unter dem Einfluss des Direktors, des Thurgauers Melchior Schuppli (1824–1898), eines aufgeklärten Pädagogen, der sich über die Rolle der Frau als Erzieherin Gedanken machte, dürfte das Klima am Seminar in Bern milder und frauenfreundlicher gewesen sein als im Basler Waisenhaus. Nachdem sie den dreijährigen Kurs mit dem Diplom als Primarlehrerin abgeschlossen hatte[2], bestand Maria Gundrum an der Töchterschule in Basel die Prüfung, die zum Unterricht am 5.–8. Schuljahr berechtigte. Anschliessend erfolgten zur Erlernung der Sprachen Aufenthalte in Frankreich und England. Nach Basel zurückgekehrt, belegte sie an der Allgemeinen Gewerbeschule, der Ausbildungsstätte vieler Basler Künstler, ein volles Pensum in den Fächern Zeichnen und Malen. Doch schon zu Beginn ihres 2. Semesters musste sie abbrechen; sie übernahm die Stunden eines zurücktretenden Lehrers an der Sekundarschule und wurde nach einem knappen Jahr im September 1892 provisorisch und im Jahr darauf definitiv an der Mädchensekundarschule angestellt[3].

Wie ernst sie ihre Aufgabe nahm, geht aus ihren Lehrerberichten hervor: Was ihr zu schaffen macht, ist die Diskrepanz, die besteht zwischen einem Bildungsziel, das auf ein ideales Menschenbild ausgerichtet ist, und der Wirklichkeit des Schulalltags. Als Ursache für die Stumpfheit des Geistes der meisten ihrer Schülerinnen erkennt sie die häusliche Situation dieser Arbeiterkinder, deren Familien dem

[1] Staatsarchiv Basel, Waisenhausarchiv, B 1, Protokolle; H 3, Ein- und Austritte.

[2] Neue Mädchenschule Bern: Jahresberichte ab 1886; Promotionenbuch 1867–1915.

[3] Staatsarchiv Basel, Erziehung NN 4c; Allgemeine Gewerbeschule, Schüleranmeldungen. Anstellung: Erz. M 3.

ständigen Druck des Kampfes um die Existenz ausgesetzt waren[4]. Es wird ihr klar, dass zwischen dem sozialen Umfeld, den Lebensverhältnissen, und der Fähigkeit zu geistiger Entwicklung ein Zusammenhang besteht. So suchte sie einerseits nach Möglichkeiten der Veränderung im Schulsystem und strebte andrerseits für sich selbst eine Verbesserung ihrer Stellung, das heisst eine Anstellung auf einer höheren Schulstufe an.

Einen Weg zur Erreichung solcher Ziele schien der berufliche Zusammenschluss zu bieten. Als im Dezember 1893 in Bern der Schweizerische Lehrerinnenverein gegründet wurde, setzte sich Maria Gundrum dafür ein, dass auch in Basel eine Sektion entstand. Sie übernahm das Präsidium und berief im Oktober 1895 zu einer Versammlung in der Frauenarbeitsschule ein. 54 Lehrerinnen erklärten ihren Beitritt, und mit der Annahme von Statuten und der Wahl eines Vorstandes konstituierte sich der Verein[5].

An der Generalversammlung des Schweizerischen Vereins in Aarau, im Juli 1896, rufen die Lehrerinnen zur Teilnahme am Kongress für die Interessen der Frau auf, der im September in Genf stattfindet. Zusammen mit dem Rektor der Töchterschule, Philipp Anton Largiadèr, reist Maria Gundrum nach Genf und gibt im Kongress ein Votum ab über die Notwendigkeit einer Reform der Volksschule: die Mädchenschulen müssten ihre Ziele vermehrt auf die Bedürfnisse der künftigen Frauen und Mütter ausrichten. Ein Arbeiterkind, das in Basel mit 14 Jahren die Schule verlasse, habe nichts gelernt von dem, was es später als Frau im Leben brauche. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer getrennten Erziehung der Geschlechter im Alter von 12–16 Jahren. Die Koëdukation, die am meisten diskutierte Frage auf dem Genfer Kongress, hing eng mit einer der Forderungen zusammen, die die Frauen schliesslich erhoben: die Zulassung von Frauen zum Lehramt auf allen, das heisst auch den oberen Schulstufen. Es galt anzukämpfen gegen die Meinung, eine Frau könne nur Mädchen, und Knaben höchstens im Kindesalter, nicht aber heranwachsende Jünglinge unterrichten. Die beiden andern Forderungen, die der Kongress formulierte, waren: gleiche Entlöhnung für Mann und Frau und die Einbeziehung von Frauen in die vorgesetzten Schulbehörden[6].

[4] StABS, Erz. M 8.

[5] 40 Jahre Schweizerischer Lehrerinnenverein, 1893–1933, von Rosa Göttisheim und Georgine Gerhard, Basel, o.J. (1933). StABS, PA 755, Protokoll des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, Sektion Basel, 1895–1915.

[6] Bericht über die Verhandlungen des Schweizerischen Kongresses für die Interessen der Frauen, abgehalten in Genf im September 1896. (Actes du Congrès Suisse des Intérêts féminins).

An der Jahresversammlung des Vereins in Basel referierte Maria Gundrum über den Genfer Kongress und stellte den Antrag, an die Basler Erziehungsbehörde eine Petition zu richten mit den drei Forderungen: Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in der Besoldung, Einbeziehung von Frauen in die Schulbehörden, Zulassung von Lehrerinnen zum Unterricht auf den höheren Schulstufen. In dem jetzt auf 76 Mitglieder angewachsenen Verein liess dieser Vorschlag die Wogen der Meinungen hochgehen, und es entstand grosse Unruhe. In der Diskussion wurden die ersten beiden Punkte angenommen (der erste einstimmig, der zweite mit kleinem Gegenmmehr), der dritte aber abgelehnt. Zusammen mit ihrer Kollegin Henriette Degen trat Maria Gundrum am 16. November den Gang zum Departement an und überreichte Regierungsrat Brenner die Petition[7].

Es war kaum anders zu erwarten: Nach einem halben Jahr lehnte, auf Antrag der Petitionskommission, der Grosse Rat die Forderung nach Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in der Besoldung ab. Mit dem Hinweis auf den «durch die Natur begründeten Unterschied, wonach der Mann... leistungsfähiger ist als die Frau», wurde den Petentinnen zudem Unkorrektheit ihres Vorgehens zur Last gelegt. Diese recht unfreundliche, massive Abfuhr hatte ein starkes Absinken der Stimmung im Lehrerinnenverein und ein Auseinanderfallen der Meinungen und Positionen zur Folge. Die für Juni 1897 in Basel vorgesehene Generalversammlung des Schweizerischen Vereins wurde in Frage gestellt und drohte ins Wasser zu fallen[8].

An der zweiten Jahresversammlung der Basler Sektion, am 13. November 1897, rechtfertigte Maria Gundrum die Tätigkeit des Vereins und rettete sein Image, doch legte sie das Präsidium nieder und übergab es an ihre gewählte Nachfolgerin, Rosa Preiswerk. Diese konnte zwar, da sie an einer Privatschule unterrichtete, noch weniger als ihre Vorgängerin den Anspruch erheben, die Gesamtheit der Lehrerinnen an den Basler Schulen zu vertreten. Doch war sie einige Jahre älter und gehörte zudem einem angesehenen Basler Geschlecht an, was für die Zukunft eine weniger stürmische Entwicklung der Dinge zu gewährleisten schien.

In den Frühlingsferien 1897 unternahm Maria Gundrum mit ihrer Freundin Hanna Schwarz eine Reise nach Italien, über die sie

[7] Protokolle der Sitzungen vom 19. September 1896 und vom 21. Januar 1897.

[8] Protokoll der Sitzung vom 11. Mai 1897. Der Bericht der Petititionskommission an den Grossen Rat ist abgedruckt bei: Sara Janner, Mögen sie Vereine bilden ... Frauen und Frauenvereine im 19. Jahrhundert in Basel, 173. Neujahrsblatt, Basel 1995, S. 123f.

anschliessend im Lehrerinnenverein berichtete. Vielleicht war es die direkte Folge der empfangenen Eindrücke, dass sie im Wintersemester 1897/98 an der Universität das Studium der Kunstgeschichte begann. Ihre Tätigkeit im Lehrerinnenverein gab sie aber nicht auf, sie blieb im Vorstand und war auch in der Redaktion der neugegründeten Schweizerischen Lehrerinnenzeitung vertreten. Zwei Aufsätze, die sie dort erscheinen liess, zeigen, in welcher Richtung sich damals ihr Denken bewegte: Unter dem Titel «Aus der Universitätsbibliothek in Basel» beschreibt sie witzig und geistreich ihre eigene Situation, die gewisse Keckheit, die es brauchte, um als eine der ersten studierenden Frauen unbefangen den Lesesaal zu betreten: «Es liest und denkt und schreibt sich hier allerliebst». Sie wendet sich den pädagogischen Zeitschriften zu, «um zu erfahren, was sie über Mädchenerziehung, Frauenbildung und Lehrerinneninteressen zu sagen wissen ... Ich fand fast alle Blätter von Männern redigiert. Die Untersuchung ... schwieg zu meiner Sache. Voran die Blätter der Gymnasien, da fand ich Doktoren und Professoren gleichmässig an der Arbeit ..., ausgegrabenen Griechen und Römern die alte Seele einzuhauchen. Schwieriges Beginnen: ob ihm freilich das Ohr taub werden kann für den Notschrei der Gegenwart und das Anklopfen des neuen Geschlechts»[9].

Ist es hier das alte Thema der bildungsmässigen Benachteiligung der Mädchen, was sie bewegt, so klingt im zweiten Aufsatz «Conrad Ferdinand Meyer (Psychologische Skizze)» ein neuer Ton auf: hier geht es um den schweren Weg einer nicht gelebten Kindheit, der «verlorenen Jugend», zu einem aus eigener Kraft erschaffenen einsamen Künstlertum. «Im reifen C.F. Meyer haben wir ein Produkt sich selbst gewordener und zum Ausdruck gebrachter Kraft vor uns»[10].

Den Versuch, sozial- und schulpolitische Themen im Lehrerinnenverein zur Diskussion zu stellen, gab Maria Gundrum nicht auf. Durch ihren Kollegen Gustav Fautin hatte sie einen gewissen Einblick in die Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei. Sie erstrebte die Unterstützung des Lehrerinnenvereins für das Begehren nach der Einstellung weiblichen Aufsichtspersonals in den Fabriken und verlangte erneut obligatorischen Haushaltunterricht für schulentlassene Mädchen[11].

Der Gedanke, dass sie in den Schulinspektionen Einsitz nehmen könnten, begann auch in einer Gruppe bürgerlicher Frauen, die sich

[9] Schweizerische Lehrerinnenzeitung vom 15. November 1898.

[10] Schweizerische Lehrerinnenzeitung vom 15. Februar 1899.

[11] Protokolle der Sitzungen vom 10. Januar 1899 und 10. Februar 1899. Gustav Fautin jun. (1861–1941) war seit 1888 an der Mädchensekundarschule angestellt und gehörte seit 1896 als Sozialdemokrat dem Grossen Rat an.

sozial-politisch engagierten, attraktiv zu werden und sie suchten den Kontakt mit dem Lehrerinnenverein. Dieser Punkt der Eingabe der Lehrerinnen war seinerzeit trotz der Ablehnung des Begehrens nach Lohngleichheit von der Petitionskommission als «aller Achtung wert» erfunden worden. Gleichzeitig mit den Lehrerinnen, aber unabhängig von ihnen, hatten 178 Frauen eine Petition eingereicht, mit der sie die Wahl von Frauen in die Schulinspektionen verlangten[12]. Die aussenstehenden Frauen, «Mütter», wie es heisst, die nach dem Protokoll an der Sitzung des Lehrerinnenvereins vom 18. September 1899 teilnahmen, gehörten vermutlich dem Kreis der Unterzeichnerinnen dieser «Frauenpetition» an, die am Thema des Abends, einem Referat von Maria Gundrum über «Aktuelles aus dem Schulleben», interessiert waren. Die Rednerin begann mit der Feststellung, dass die Mitarbeit von Frauen, das heisst Müttern, in den Inspektionen von den meisten Lehrerinnen sehr erwünscht sei, weil damit der bekannten Benachteiligung der Mädchen im bestehenden Schulsystem entgegengewirkt werden könne. Damit war der Anlass gegeben, einmal mehr auf die ungleichen Chancen der Geschlechter auch für den Lehrerinnenberuf hinzuweisen, war doch seit 1892 in Basel mit der Maturität für die jungen Männer ein Zugang zum Primarlehrerberuf geschaffen, den es in dieser Form für Mädchen nicht gab. Der Töchterschule haftete immer noch das Odium einer «Standesschule» an, und Maria Gundrum bezeichnete die dort angebotene Ausbildung für den Lehrerinnenberuf als ungenügend. Diese Behauptung rief den heftigen Protest der an der Töchterschule unterrichtenden Lehrerinnen hervor, und im Sturm der Diskussion ging das Thema der Frauenvertretung in den Inspektionen unter[13].

Zwei Tage nach dieser Sitzung, in der Maria Gundrum einmal mehr auf Unverständnis für ihre Anliegen gestossen war, richtete sie ein Gesuch an die vorgesetzte Behörde, in dem sie um ein Jahr Urlaub bat. Hat sie die Kritik im Verein gewagt im Hinblick auf diesen Urlaub, oder war es umgekehrt die negative Reaktion auf ihr Referat, was sie zu einem «bis hieher und nicht weiter» veranlasste? Das Urlaubsgesuch ist so abgefasst, dass mit der geplanten «Weiterbildung in Zeichnen, Malen und Kunstgeschichte» auch die Mög-

[12] StABS, Erz. A 23: Petition betreffend Wahl von Frauen in die Schulinspektionen. Ratschlag des Erziehungsdepartements vom 31. Dezember 1898 an den Grossen Rat mit Antrag auf Ablehnung (und weitere Akten). Weder diese sogenannte «Frauenpetition» noch die Petition der Lehrerinnen sind in den Akten aufzufinden.

[13] Protokoll der Sitzung vom 18. September 1899.

lichkeit einer späteren Lehrtätigkeit auf Grund dieses speziellen Studiums ins Auge gefasst wird. Andrerseits gibt die Bittstellerin zu erkennen, dass sie bei einem abschlägigen Bescheid ihre Stelle kündigen würde. Der Urlaub wird aber gewährt, und im April 1900 ist sie für ein Jahr vom Schuldienst befreit[14].

«Gestern habe ich denn auch noch den Studenten gegenüber mein Versprechen eingelöst und sie, d.h. sieben ältere zum Essen eingeladen, darunter Frl. Gundrum, die nach München geht.... Ich glaube, dass man mit mir zufrieden war». Dies teilt der 36jährige Heinrich Wölfflin, der seit 1893 als Nachfolger von Jacob Burckhardt an der Universität Basel Kunstgeschichte lehrte, seinen Eltern mit[15]. Am Ende des 5. Semesters ihres Studiums, das sie neben ihrer Schularbeit bewältigte, gehörte Maria Gundrum also zu den bevorzugten Studierenden Wölfflins, die er zu sich nach Hause einlud. Auch einige andere junge Frauen waren als Studentinnen bei Wölfflin eingeschrieben: Adèle Stöcklin (1876–1960), die später in Volkskunde doktorierte und am Kupferstichkabinett tätig war, die Malerin Maria Lotz (1877–1970) und Emmy Elisabeth Koettgen (1868–1948), die in Zürich die Maturität erworben hatte und dann in Waldenburg Lehrerin wurde. Sie blieb lebenslang mit Maria Gundrum verbunden. 1899 tauchte aus Rostock Hanns Floerke als Schüler Wölfflins auf, der Sohn Gustav Floerkes, eines Freundes von Arnold Böcklin. Auch mit ihm verband Maria Gundrum eine lebenslange Freundschaft[16].

Die wissenschaftliche Hauptarbeit Wölfflins während seiner Basler Professur war die Ausgestaltung seiner Gedanken über das Wesen des klassischen Stils. Wie Jacob Burckhardt ging auch er aus von einer bestimmten Vorstellung des «Klassischen» als etwas Absolutem, Vollendeten, das er wie Jacob Burckhardt in den Werken Raffaels verkörpert fand. Unter dem Einfluss des Bildhauers Adolf von Hildebrand, den er 1888 in Gesellschaft des Basler Architekten Emanuel Laroche in Florenz besucht und dessen Buch «Das Problem der Form» er studiert hatte, vollzog sich die Wandlung seines Kunstverständnisses, die er auf die Formel brachte, er bereite sich vor, «aus der Historie zum Schauen zu kommen».

[14] StABS, Erziehung M 3.

[15] Heinrich Wölfflin an seine Eltern, Basel, 16. Februar 1900: Universitätsbibliothek Basel, Nachlass H. Wölfflin, III A 445.

[16] Hanns Floerke ist Herausgeber des von seinem Vater Gustav Floerke verfassten Erinnerungsbuches: Zehn Jahre mit Böcklin, Aufzeichnungen und Entwürfe, München 1901.

«Ein Phänomen an Ort und Stelle beobachten, das für das ganze Abendland von unabsehbarer Folgewichtigkeit geworden ist», das ist für Wölfflin der Geist der klassischen Kunst, ihre Heimat ist Italien, dort muss sie aufgesucht werden. Die Begegnung mit Hildebrand hatte ihn gelehrt, den Kontakt mit ausübenden Künstlern zu suchen und auch selbst zu zeichnen und zu malen. Den Sommer 1897 verbringt er in Rom und schreibt von dort an Jacob Burckhardt: «Ich verkehre ausschliesslich mit Künstlern, es sind einige vortreffliche Typen da, die Leute kommen doch eher zu einer Art Humanität als die Gelehrten»[17].

So wird der Begriff der Klassik, den Wölfflin seinen Studenten vermittelte, von verschiedenen Seiten eingekreist: aus der von Jacob Burckhardt übernommenen Anschauung vom Höhepunkt der Kunst in der italienischen Renaissance, aus den Erfahrungen des Bildhauers Adolf von Hildebrand, aus seinem persönlichen Umgang mit Künstlern und schliesslich durch den Versuch eigenen künstlerischen Gestaltens.

Es gehörte zum Stil der Lehrtätigkeit Wölfflins, dass er über die Universität hinaus ein breiteres Publikum ansprechen wollte. Seine öffentlichen Vorträge fanden grossen Zulauf, und der Kunstverein bemühte sich um die Mitarbeit des Professors. Im Anschluss an eine Vorlesung über Raffael veranstaltete Wölfflin 1895 in der Kunsthalle eine Ausstellung von Bildern und Stichen Raffaels und drei Jahre später eine solche über den andern Lieblingsmaler Burckhardts, Rubens.

Das künstlerische Leben Basels stand in jenen Jahren unter dem mächtigen Einfluss des grossen Böcklin, in dessen mythologischen Szenen das Basler Bürgertum die Bestätigung seines humanistischen Bildungsgutes sah. Im Kunstverein war man sich aber auch bewusst, dass sich in der bürgerlichen Kunstpflege ein Umbruch anbahne. Es entstehe «eine Kluft zwischen dem ausübenden Künstler und dem rezipierenden Publikum», und «mit den sich immer mehr zuspitzenden Richtungen» nehme die Verständlichkeit eines Kunstwerkes ab. Man bemerkt das erwachende Bedürfnis nach einem Mittelglied

[17] Die zitierten Stellen sind Wölfflins Tagebüchern entnommen: Oktober 1887, September 1896, und dem Brief an Jacob Burckhardt vom 23. Mai 1897 (aus Rom). Abgedruckt in: Heinrich Wölfflin, 1864–1945, Autobiographie, Tagebücher und Briefe, herausgegeben von Joseph Gantner, Basel 1982 (S. 50, 118 und 127); hier zitiert als «Gantner». Vgl. auch: Joseph Gantner, Heinrich Wölfflins Basler Jahre und die Anfänge der modernen Kunstwissenschaft, Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1960, Basel 1960 (Sonderabdruck aus: Gestalten und Probleme aus der Geschichte der Universität Basel).

zwischen dem Betrachter und dem Kunstwerk: der Erklärung, der Interpretation[18].

An der Gewerbeschule, wo als massgebender Lehrer an der Malklasse Fritz Schider (1846–1907) unterrichtete, huldigte man keineswegs nur der Böcklin'schen Tradition. Schider war als junger Maler in München von Wilhelm Leibl beeinflusst worden, der sich seinerseits von den französischen Frühimpressionisten Gustave Courbet und Edouard Manet hatte inspirieren lassen.

Aus Anlass des 70. Geburtstages von Böcklin fand 1897 in der Kunsthalle eine grosse Ausstellung seiner Werke statt, die Tausende von Besuchern anlockte und eine Welle der Böcklin-Begeisterung auslöste. In seiner Festrede pries Wölfflin Böcklin als einen «Idealisten», der «eine künstlerisch überhöhte Vision der Welt» gestaltet habe. Seine Schaffensweise sei «die Negation des sogenannten Impressionismus», und die historische Bedeutung Böcklins werde erst dann richtig hervortreten, «wenn die Abrechnung mit dieser gewaltigen Macht, die unser Zeitalter beherrscht (– gemeint ist der Impressionismus –) endlich stattgefunden hat»[19].

So standen sich in den 1890er Jahren in Basel, vereinfachend gesagt, zwei Kunstrichtungen gegenüber: der in der Tradition Böcklins stehende «Idealismus», der «ohne die verunklärende Betrachtung der Natur» mit dem Formengut der Klassik arbeitete, und eine Malerei, die vom Studium der Natur, der Beobachtung des Lichts und des Kolorits ausging, und die man «malerischen Realismus» oder «Pleinairismus» nannte. Diese Auseinandersetzungen bildeten das Klima der Kunstszene Basel, die Maria Gundrum nun verliess, als sie für ein Jahr nach München übersiedelte.

«München leuchtete», so leitet Thomas Mann seine hintergründige Novelle «Gladius Dei» ein, in der er die Kunststadt München um 1900 schildert, und: «München ist ein Arkadien zugleich und ein Babylon», lässt Frank Wedekind zur gleichen Zeit seinen Marquis von Keith sagen. Mit dem breiten Spektrum ihres künstlerischen Lebens, das alle Bereiche der bildenden Kunst, des Kunstgewerbes und des Kunsthandels ebenso umfasste wie die Literatur mit Thea-

[18] Jahresberichte des Basler Kunstvereins 1882–1886. Die zitierten Stellen bei: Lukas Gloor, Die Geschichte des Basler Kunstvereins 1839–1908, Basel 1988. Ders., Von Böcklin zu Cézanne, Die Rezeption des französischen Impressionismus in der Schweiz. Diss. Universität Bern, Zürich 1984. Dorothea Christ, Maler und Bildhauer der Basler Künstlergesellschaft 1850–1950, Kunsthalle Basel, Ausstellungskonzeption und Katalogtexte, Basel 1980.

[19] Die Rede Wölfflins ist gedruckt: Basler Jahrbuch 1898, S. 218ff.

ter, Kabarett und Musik, war München tatsächlich die Musenstadt par excellence, aber eben eine «Musenstadt mit Hinterhöfen»[20]. Unter diesem doppelten Aspekt wurde die Stadt, in der sie ihre Kindheit verbracht und die sie seither öfters wieder aufgesucht hatte, von Maria Gundrum erlebt.

Die Volkstümlichkeit der Kunstpflege in München war einzigartig und unterschied sich von dem, was in andern Städten, auch in Basel, üblich war. Mehr als anderswo wurde hier der «Fiktionsrahmen» der Kunst immer wieder überschritten in Richtung auf eine «Festkultur des Alltags», wo sich, auch bei zunehmender Bevölkerung, in öffentlichen Gärten und Bierhallen ein sozialer Ausgleich vollzog. Die berühmten Künstlerfeste der Vorkriegszeit begeisterten auch auswärtige Besucher. So erinnert sich der Basler Maler Wilhelm Balmer an ein Volksfest zum 100. Geburtstag Ludwigs I. von Bayern, an dem die Schüler der Malklasse von Ludwig von Löffz in historischen Kostümen aus der Zeit van Dycks einen Festzug bildeten[21].

Dass Kunst hier als eine Form der Gemeinschaft erlebt wurde, die tief ins Kleinbürgertum reichte, das war es, was Maria Gundrum das Klima dieser Stadt als heimatlich empfinden liess. Es ist nicht bekannt, an welcher Ausbildungsstätte sie ihr Urlaubsjahr verbrachte. Wie andere Schüler von Fritz Schider wird sie in einem Atelier gearbeitet haben. Kontakt hatte sie mit der aus Basel stammenden Martha Gelpke, die an der Akademie studierte und durch die sie in Verbindung mit der Familie des Basler Schriftstellers C.A. Bernoulli kam. Freundinnen der Münchner Zeit waren sodann Olga May und Else Buchholz, die später den Tiermaler Adolf Thomann heiratete, auch er war mit Maria Gundrum bekannt[22]. Am Ende des Urlaubsjahres geniesst sie mit Freunden und Freundinnen den Fasching und schreibt nach einer fröhlichen Nacht in übermütiger Laune an einen jungen Mathematiker und Astronomen, Karl Schwarzschild, der sich kurz zuvor habilitiert hatte:

[20] München – Musenstadt mit Hinterhöfen, Die Prinzregentenzeit 1886–1912, herausgegeben von Friedrich Prinz und Marita Krauss, München 1988.

[21] Wilhelm Balmer (1865–1922) in seinen Erinnerungen, herausgegeben von Francis Kervin, Erlenbach/Zürich 1924, S. 240ff. Schilderungen von Schwabinger Faschingsfesten und Künstlerfesten überhaupt, wie sie um 1900 (auch in Basel) üblich waren, finden sich häufig in Briefen und Aufzeichnungen der Zeit wie auch in der Literatur.

[22] Eva Bernoulli, Musenalmanach einer Baslerin, Basel 1993, über Martha Wittwer-Gelpke(1874–1959). Adolf Thomann war in München Schüler Heinrichs von Zügel. Er gehörte der «Dachauer Gruppe» und später in Basel der Gruppe «Die Walze» an.

«Nun, verehrter Überbruder, Sie haben wohl durchgeschlafen bis es mit dem besten Willen nicht mehr ging und jetzt arbeiten Sie, als obs überhaupt keinen Carneval gäbe. Ich geh' an keinen Ball mehr und schreibe Ihnen, damit Sie sich nich fürchten ... Ich probier zu arbeiten, – hab eine Karte fürs Kaffee Luitpold und weiss noch nicht, ob ich den Prinzen Carneval preisen oder verwünschen soll»[23].

Der Ausdruck «Überbruder» gibt einen Hinweis auf das Milieu, in dem diese Faschingsbelustigung sich abspielte: es ist das neu entstandene Münchner Kabarett, das die Mode des «Überbrettls» pflegte, einer Kunstform, die im Ansatz ihrer Kulturkritik Nietzsche parodierte[23a].

Während ihres Urlaubs hatte Maria Gundrum ein Erlebnis, das sie tief erschütterte. Dass sie mit Schwarzschild, dem Kameraden des Faschingsvergnügens, in Kontakt blieb und sich ihm, wenn auch nur andeutungsweise, anvertrauen konnte, half ihr wohl über den schweren Anfang in Basel, wo sie ihre Schularbeit wieder aufnahm, hinweg. «Ich möchte antworten und kann nicht, bis ich im eigenen Zimmer sitze und die Türe zu ist zwischen mir und dem übrigen Basel», schreibt sie auf einer eiligen Karte, und zehn Tage später in einem ausführlichen Brief: «Ich beschäftige mich in Gedanken öfter und tiefer mit denjenigen, die ich nicht, wenn ich will, erreichen kann und tu es noch bewusster und intensiver, seit ich gelernt habe, an die Vergänglichkeit auch der tiefsten Gefühle zu glauben. Ich zittere vor dem Gedanken, dass einmal mein Münchnerjahr, diese seligste Zeit meines Lebens, ausgeklungen haben wird –, überhaupt

[23] Universitätsbibliothek Göttingen, Nachlass Karl Schwarzschild, Cod. Ms. 294, Maria Gundrum an Karl Schwarzschild, o.O., o.D. (München, Fasching 1901). Karl Schwarzschild (1873–1916) war einer der bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiet der Astrophysik. Nach dem Abschluss seiner Studien und kurzer Dozententätigkeit in München wurde er nach Göttingen und später an die grösste deutsche Sternwarte in Potsdam berufen. Sein Nachlass befindet sich in der Universitätsbibliothek Göttingen, er enthält die Briefe Maria Gundrums aus den Jahren 1901–1903. Sein wissenschaftliches Lebenswerk liegt in einer dreibändigen modernen Ausgabe vor, die auch einen ausführlichen Lebenslauf enthält: Karl Schwarzschild, Gesammelte Werke/Collected Works, edited by H.H. Voigt, Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokio, Hong-Kong, Barcelona, Budapest, 1992. Auf diese Publikation machte mich freundlicherweise der Leiter der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Göttingen, Herr Dr. H. Rohlfing, aufmerksam. Ich danke ihm für die Überlassung von Kopien der Briefe Maria Gundrums.

[23a] «Nietzsches Mission des ‹Übermenschen›, das ganze ‹Leben› durch Kunst zu befreien, inspirierte ... die modernen Kabaretts in Berlin wie in München». Dazu ein Zitat von Julius Bierbaum: «Wir werden eine neue Kultur herbeitanzen. Wir werden den Übermenschen auf dem Brettl gebären». Walter Schmitz in seinem Beitrag: «Die elf Scharfrichter, Ein Kabarett in der «Kunststadt» München», in: München – Musenstadt mit Hinterhöfen, S. 277–283.

hasse ich jetzt, wo ich wieder mit allen Fasern meines Seins ans Leben gebunden bin und viel inneren Lebensmut empfinde, nichts so sehr wie jeden leisesten Anklang an Aufhören, Absterben, alt und müde werden»[24].

Neben ihrer regulären Arbeit an der Sekundarschule gibt sie jetzt zusätzlich an einer Privatschule Zeichenunterricht, den sie, indem sie die Kinder ins Museum führt, zur Kunsterziehung ausweitet. Ausserdem hält sie im Museum einen Kurs für Damen ab, den sie als ihre «Hauptarbeit» bezeichnet und der erfolgreich ist. «Auf den Herbst wird Wiederholung verlangt»[25].

Sie wohnt zu dieser Zeit in Basel in einem der mittelalterlichen Häuser an der Augustinergasse, dem Haus «Zum Rappenfels», das sich in einem schlechten baulichen Zustand befand, aber die herrlichste Aussicht nordwärts über den Rhein und den Schwarzwald gewährte. Die Begeisterung über den weiten Ausblick lässt sie ausrufen: «Die Form ist nichts, das Licht, die Farbe ist alles»[26].

Nachdem sie die Pfingsttage mit Schwarzschild und einigen andern Freunden am Bodensee zugebracht hat, wird die Korrespondenz umso angeregter fortgesetzt. Ausführlich schildert sie, wie sie das grosse Volksfest erlebte, mit dem Basel im Juli 1901 den 400. Jahrestag der Vereinigung der Stadt mit dem Bund der Eidgenossen feierte. Wie viele allein lebende Menschen empfindet sie bei der allgemeinen Festfreude, die sich vor ihren Augen jenseits des Rheins entfaltete, das Gefühl ihrer Einsamkeit und das nicht mehr Dazugehören. «Jetzt spielen sie drüben sentimentale Lieder und singen dazu, wär' ich in München, ich wär längst hinüber und hätt mich mitten in den Strudel gestürzt. Hier kann ich kein Bein rühren». Die Melancholie, die im ersten, in der Nacht geschriebenen Teil dieses Briefes ausgesprochen ist, wird am folgenden Tag in einer Nachschrift aufgehoben: «S'ist wieder tageshell und die Gespenster sind weg. Ich hab heut morgen drei Meter Leinwand grundiert und harre nun der Dinge, die da kommen sollen». Sie habe sich in der letzten Nacht doch noch «aufgerappelt» und sich mit einer List – sie sei auf der Suche nach ihrem «Schatz» – Zutritt zum Festzelt verschafft. «Da war ich nun im Paradies und suchend drückte ich mich durch von Tisch zu Tisch. Aber er war nicht drinnen. Dagegen stiess ich auf viel stumpf dasitzende Menschen. Einmal sah ich einen Tisch voll Lehrer. Meine Kolleginnen all in den weissen Kleidern der Festchor-

[24] Karte vom 20. April 1901, Brief vom 30. April 1901.
[25] Brief vom 22. Juni 1901.
[26] Brief vom 30. April 1901.

jungfrauen. Da ging ich schnell weiter und hatte keine Lust mehr, Festjungfrau zu sein. Plötzlich ein bekanntes Gesicht, Bauerballbekanntschaft. Balmer, der hier die Rathausfresken zu malen hatte. Hätte er nicht eine Schar Menschen um sich herum gehabt, so hätte ich ihn angehalten. Ich bin auf der andern Seite des Festplatzes wieder raus und war froh, als ich wieder in meiner Klause war. So sind Basler Feste immer»[27].

Schwarzschild verbringt den Sommer beim Bergsteigen, und sie schreibt Mitte September: «Ich lese viel, halte Schule und zeichne, wenn ich dazu komme. Ich hole mit grossem Genuss nach, was die Jungens auf dem Gymnasium serviert bekommen. Ilias und Odyssee. – Ovids Verwandlungen etc.»[28].

Im Dezember dieses Jahres reicht sie bei der Erziehungsbehörde ihr Entlassungsgesuch auf Frühjahr 1902 ein. «Es ist mir nicht möglich, immer auf derselben Stufe zu unterrichten. Wie die Verhältnisse liegen, habe ich keine Aussicht, auf eine höhere Stufe zu gelangen. Deshalb habe ich mich entschlossen, zurückzutreten und mir ausserhalb des Staatsdienstes meinen Lebensunterhalt zu verdienen». Am 30. Januar wird die Entlassung «unter bester Verdankung der geleisteten guten Dienste» auf Ende Schuljahr ausgesprochen[29].

Maria Gundrum blieb zunächst in Basel und setzte den Zeichenunterricht an der Privatschule fort. Im Juni, anlässlich der Generalversammlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins hielt sie eine Führung in der öffentlichen Kunstsammlung ab. Ihre wichtigste Unternehmung in diesem Jahr war aber ein Aufenthalt in Paris. «Je suis à Paris pour trois mois, jusqu'en octobre», schreibt sie an Schwarzschild. «Je travaille 8 à 10 heures par jour. Je fais des progrès, mais que le chemin est long. Paris est magnifique, mais je suis toute seule à en jouir. Ça fait que je me passe des jouissances et que je me tiens au travail. Je ne connais ici pas âme qui vive, c'est malheureux. – Les professeurs sont tous à la campagne, donc pas de corrections, mais de superbes modèles»[30]. Diesem letzten Satz darf man wohl entnehmen, dass sie an einer Schule eingeschrieben war.

Bei der Rückkehr aus Paris findet sie eine Nachricht von Schwarzschild vor, der sie zweimal in Basel besuchen wollte und sie ebenso verfehlte, wie sie ihn verfehlt hatte, als sie im Sommer kurz

[27] Brief vom 16. Juli 1901.
[28] Karte vom 16. September 1901.
[29] StABS, Erziehung M 3, 17. Dezember 1901 und 30. Januar 1902.
[30] Karte, Paris, 22. September 1902.
[31] Brief o.O., o.D. (München, Sommer 1902).

in München weilte. Mit «Überonkel», «Überwesen», «Übermensch» rief sie ihm als «Über-Maria» den Beginn ihrer Bekanntschaft im Umfeld des «Überbrettl» in Erinnerung[31].

Unterdessen war Schwarzschild in Göttingen als Professor etabliert und leitete die Königliche Sternwarte. «Ich hoffe, Sie sind in Ihrem Göttingen zufriedener als ich in meinem Basel», schreibt sie im Herbst, «aber das ist eigentlich selbstverständlich, Sie haben die Arbeit, die Sie lieben, und ich frohndienste immer noch.» Sie wiederholt, wie sehr sie in Paris gearbeitet habe, und dass das in Basel nicht mehr möglich sei. «Dieses fortwährende Ansetzen und Wiederabbrechen macht mich müde und ziemlich hoffnungslos. Hier habe ich nun wieder einen Kurs begonnen, in den 27 Damen kommen, es ist freilich leichter, zur Befriedigung anderer schön über Kunst zu sprechen, als dazu zu gelangen, zu eigener Befriedigung ein Kunstwerk zu Stande zu bringen»[32].

Die Kurse, die Maria Gundrum von 1901–1903, das heisst nach ihrer Rückkehr aus München bis zu ihrer Abreise nach Italien, in der Öffentlichen Gemäldesammlung im Museum an der Augustinergasse abhielt, sind bezeugt durch eine Anfrage, die der Konservator, Paul Ganz, an den Präsidenten der Museumskommission, den allmächtigen Karl Stehlin (1859–1934), richten musste: ob Maria Gundrum für ihre Vorlesungen, zu denen sie Material aus dem Kupferstichkabinett brauchte, die Aula des Museums benützen dürfe. Dieses Gesuch wurde bewilligt, weil die Zahl der Zuhörerinnen um die 40 betrug. Pro Vorlesungsstunde wurde ihr eine Gebühr von Fr. 2.– auferlegt[33].

Im Wintersemester 1901/02 war sie ein letztes Mal an «Kunstgeschichtlichen Übungen» bei Wölfflins Nachfolger H.A. Schmid eingeschrieben, unter andern in Gesellschaft von Hermann Kienzle, Emil Major und Hanns Floerke, der vor dem Abschluss seines Studiums stand[34]. Dann verschwindet ihr Name aus den Listen der Studierenden. Sie selbst spricht gegenüber Schwarzschild von ihrer «Kunstgeschichtelei», ein Ausdruck, der vermuten lässt, dass sie das Studium zu diesem Zeitpunkt nicht mehr sehr ernsthaft betrieb.

[32] Brief, Basel, o.D. (Herbst 1902).

[33] StABS, Erziehung DD 7a, 27. Januar 1902, 5. und 9. Februar 1903. Paul Ganz (1872–1954), Holbeinforscher, Begründer des Archivs für schweizerische Kunstgeschichte.

[34] Hermann Kienzle (1876–1946), später Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel. Emil Major (1879–1947), später Konservator am Historischen Museum in Basel. Über ihn: Ulrich Barth in: Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, Nr. 25. Hanns Floerke hatte Basel schon Ende des Sommersemesters 1901 verlassen.

«Jetzt aber, da ich das Ziel kenne ... ist halt jeder Wind, der mir nicht hilft, ein Feind»[35].

Weihnachten 1902 verbringt sie mit den Freundinnen Olga May und Hanna Schwarz in Berlin. Jetzt ist der Entschluss gefasst, die «interimistische Tätigkeit» durch die Abreise aus Basel zu beenden. «Im Frühjahr kann ich wieder für 6 Monate an die eigene Arbeit. Ich geh wahrscheinlich nach Italien. Mit dieser feinen Aussicht ertrage ich Basel ganz gut. Wo und wann werden wir uns das nächste Mal verfehlen? ... Mög's Ihnen immerzu gut gehen auf Ihrer feudalen Sternwarte»[36]. Dies ist der letzte Gruss, den sie aus Basel an Schwarzschild sendet. Ihm folgt Monate später eine Ansichtskarte aus Rom, die die Villa Borghese zeigt: «Aus meiner geliebten Villa herzliche Grüsse. Wohin führt Sie wohl der Sommerflug? Mir ist sehr wohl, vielleicht bring ich's doch noch zu etwas. Am liebsten blieb' ich immer in Italien bis sich das entschieden hat.» Damit bricht die Korrespondenz ab.

II. Wanderjahre: Rom, Paris, Berlin, München (1903–1914)

Wohlversehen mit einem Empfehlungsschreiben von Paul Ganz, das sie als «peintre-artiste» bezeichnet, die in Basel Kurse über italienische Kunst abgehalten habe und sich jetzt in Italien weiterbilden wolle, hatte Maria Gundrum im Mai 1903 die Reise nach Rom angetreten[37]. Im November trifft sie hier mit Heinrich Wölfflin zusammen, der für das Wintersemester von seiner Berliner Professur beurlaubt war. Sein Buch über die Klassische Kunst war bereits in 2. Auflage erschienen, und er bereitete ein neues Werk, «Die Kunst Albrecht Dürers» vor. Er wollte nicht wie früher in der Nähe des Archäologischen Instituts und der «deutschen Gesellschaft» wohnen, sondern suchte eine Umgebung, die ihm freien Verkehr und auch eigenes künstlerisches Schaffen ermöglichte. Maria Gundrum war ihm dabei behilflich. Die Begegnung mit seiner ehemaligen Schülerin war nicht eine zufällige. Sie weilte, wie wir wissen, seit dem Frühsommer in Rom und hatte Zugang zu einem Atelierhaus in der Nähe von Ponte Molle, wo sie arbeiten konnte und wo Modelle zur Verfügung standen. Sie half Wölfflin zunächst, ein Zimmer in der Nähe des Forums zu finden, und führte ihn dann in das Atelierhaus ein.

[35] Brief, Basel o.D. (Winter 1902).
[36] «Miniaturbrief», Basel, 17. Januar 1903.
[37] StABS, Erziehung DD 7a, 22. April 1903.

Vier Tage nach seiner Ankunft in Rom notiert Wölfflin: «Donnerstag strahlend. Ich holte Fräulein G. ab und ass mit ihr an Ponte Molle. Heimkehrend schlug sie mir vor, ein weibl. Actmodell zu benützen, das gerade da sei: eine 18j. Römerin, seit 2 Monaten verheiratet. Die Zeichnung war natürlich roh, aber die Begierde nun geweckt, Atelier zu haben»[38]. Er fügte sich nun in den Lebens- und Arbeitsrhythmus der Künstlerkolonie ein: «Ich habe also früh einen ordentlichen Weg hinaus (Omnibus). Es wird regulär gezeichnet ... Im gleichen Atelierhaus Frl. Gundrum von Basel, ehemalige Schülerin. Atelierfeste ...»[39] «Die Nachmittage auf der Terrasse des Atelierhauses. Der Nahblick in die Gärten hinter der Vigna. Die Hügel mit der Villa, Eichen und Zypressen»[40].

Für das Weihnachtsfest stand den Basler Künstlern die Villa Borghese in Anzio zur Verfügung, die Wölfflin schon von einem früheren Aufenthalt her bekannt war: «Ein wahres Paradies, grosser Palazzo mit Sälen und Terrasse ... frei und hoch gelegen ... Orangen- und Pinienhaine, und gross das Meer». Er schildert seinen Eltern die Stimmung dieses Festes, das er in Begleitung von Maria Gundrum besuchte[41]. Ein anderer Teilnehmer, der Bildhauer Carl Burckhardt, beschreibt seiner Verlobten Sophie Hipp, wie er sich bei Dunkelheit, Sturm und Regen zum Eingang der Villa durchkämpfte: «Ich kroch unter der Kette des Portals in den Park hinein ... im offenen Hausflur flackerte ein Lichtchen ... in allen Gängen Todesstille». Nach langem Umherirren in endlosen Korridoren und Wendeltreppen ist er froh, schliesslich wieder den Ausgang zu finden. «Eben wollte ich wieder hinaus in die schwarze Sturmnacht, als aus nächster Nähe das unverkennbare Lachen der Gundrum an mein Ohr schlug: ich fand eine Tür und da – strahlte es mir entgegen von unzähligen Leuchtern, Blumen, Früchten und lachenden Gesichtern ...» Wie Wölfflin spricht auch er von den Kränzen, die sich die Festteilnehmer gegenseitig aufsetzten. «Das Angenehme war, dass eigentlich die Gesellschaft in keiner Weise auf sich angewiesen war im sonstigen Leben, dass man sich nur gefunden hatte, um eine heid-

[38] Notizheft 42, fol. 2. Unter dem Titel: «Das erste römische Modell» druckt Gantner(S. 193) die Eintragung desselben Erlebnisses in Wölfflins Notizheft 40, fol. 17v ab, wo Maria Gundrum nicht erwähnt ist.

[39] An Luise Klebs, Rom, 5. Dezember 1903, III C 38. In diesem Brief schildert er ein anderes Modell, das 15jährige Mädchen aus Anticoli, von dem er eine Skizze nach einer Dürer-Pose anfertigte (Gantner S. 194).

[40] Notizheft 42, fol. 26, Gantner S. 196.

[41] An die Eltern, Anzio, 23. Dezember 1903, und Rom, 29. Dezember 1903. III A 514 und 515 (Gantner S. 197 und 198).

nisch fröhliche Weihnacht zu feiern»[42]. Für den Wölfflin-Biographen Joseph Gantner hat diese «Weihnachtsfeier in Anzio» über den zufälligen Anlass hinaus eine tiefere Bedeutung. Er sieht in ihr geradezu ein «Kapitel baslerischer Kunstgeschichte» und plante unter diesem Titel einen Aufsatz, zu dem sich in seinem Nachlass einige Notizen finden[43].

Gantner stellt zunächst fest, dass die sechs Teilnehmer des Festes, alles Kunstschaffende aus dem Norden, derselben Generation angehören: der Bildhauer Carl Burckhardt, der Architekt Heinz May, die Kunsthistorikerin Maria Schütte, der Altphilologe und Kunstkritiker Hermann Kienzle, der Kunstgeschichtsprofessor Heinrich Wölfflin und die Malerin Maria Gundrum. Bei der Zufälligkeit ihres Zusammenseins erinnert er an einige ihrer Freunde in Rom, die aus äusseren Gründen nicht dabei waren - die Maler Heinrich Altherr (der kurz zuvor Italien «fluchtartig» verlassen hatte), Otto Greiner, Karl Hofer, der Bildhauer Arthur Volkmann, der Kunsthistoriker Carl Cornelius –, und stellt dann die Frage, was diese Generation von Italienreisenden von der älteren, als deren Protagonisten ihm Jacob Burckhardt und Arnold Böcklin gelten, unterscheide. Die ältere nennt er die «heroische Generation», weil für sie das Verhältnis zu Italien und der «Kunst der grossen Form» noch selbstverständlich und ungebrochen war. Für die Nachfahren der «Heroen» prägt er den Terminus der «kritischen Generation», denn jetzt war die «grosse Form», wie man sie noch bei Böcklin bewundert hatte, nicht mehr über alle Zweifel erhaben, die Spannung zwischen der eigenen Herkunft aus dem Norden und der im Süden angesiedelten Kunst der Klassik war bewusst geworden und stellte zuweilen das eigene Schaffen in Frage.

Für die beiden Teilnehmer, die das Ereignis in ihren Briefen überliefert haben, kann Gantner die Problematik genauer umschreiben, in der sie damals steckten: für Wölfflin, der sich nun mit der Kunst Albrecht Dürers beschäftigte, war das Verhältnis zu Italien zwiespältig geworden: «Der Dürer ist ein fataler Strick am Fuss für einen Reisenden», hatte er schon im August aus Berlin geschrieben. Und bei der Ankunft in Rom, im November: «ich sehe voraus, dass das

[42] Carl Burckhardt an Sophie Hipp, Rom, 25. Dezember 1903 («Soeben aus Anzio zurück ...»), abgedruckt in: Zeus und Eros, Briefe und Aufzeichnungen des Bildhauers Carl Burckhardt, herausgegeben von Titus Burckhardt, Olten/Lausanne 1956, S. 81f.

[43] Universitätsbibliothek Basel Nachlass Joseph Gantner, Nr. 322: «Die Weihnachtsfeier von Anzio».

Resultat dieser italienischen Reise eine starke Entfremdung von Italien sein wird»[44]. Dazu kam für ihn das Dilemma, inwieweit er sich als Gelehrter der Kunstwissenschaft selbst künstlerisch betätigen sollte. Auch der ausübende Künstler Carl Burckhardt steckte in einer Krise. Über seinen Meeres- und Landschaftsstudien kamen ihm Zweifel an seiner «Malerei», er arbeitete bereits am Modell seiner grossen Skulptur «Zeus und Eros», zu deren Ausführung grosse Hindernisse überwunden werden mussten[45].

Das Tagebuch Wölfflins hält das Hin- und Hergerissensein durch die widerstreitenden Gefühle noch während einer Weile fest: «Entschluss, mit Rom ein Ende zu machen». «Ob es einen Zweck hat, das Atelier fortzusetzen? ... Was will ich? ...» Im Februar kann er die Wohnung des Malers Karl Hofer in der Villa Strohl übernehmen, und hier wird zum letzten Mal während dieses Römer Aufenthalts Maria Gundrum erwähnt: am 3. Februar sind «Burckhardt und Kienzle mit den Damen zum Essen» bei ihm, und am folgenden Tag «abends Frl. G. und Sch. zum Tee»[46]. Erst im Frühjahr kehrt er nach Berlin zurück.

In dieser Zeit hat Maria Gundrum, von weniger Skrupeln belastet, ihre Arbeit in einem römischen Atelier wohl fortgesetzt. Die nächste Spur lhres Aufenthalts finden wir in zwei Briefen Wölfflins an seinen ehemaligen Schüler und Freund Carl Cornelius (1868–1945), der nach H.A. Schmid sein zweiter Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte in Basel geworden war. «Bitte sagen Sie mir auch gleich, ob Frl. Gundrum noch in Rom oder schon in Basel ist. Ich sollte ihr schreiben. Und seien Sie edel und lassen Sie sie auch ein paar Schnitte tun auf dem kunsthistorischen Kornfeld»[47].

Es bestand also noch eine Verbindung zwischen Wölfflin und Maria Gundrum, die sich auf ihr Studium bezieht. Offenbar versuchte sie nach dem langen Aufenthalt in Rom, in Basel zu einem Abschluss zu kommen. Dies ist ihr aber nicht gelungen. Am Ende desselben Jahres 1905 schickt Wölfflin an Carl Cornelius zwei Exemplare seines eben erschienenen Buches über Dürer und bittet ihn, «sie in die Hände von Rud. Wackernagel und Maria Gundrum zu legen. Da die zwei Empfänger so viel ich weiss keine freundlichen

[44] An Luise Klebs, Berlin, 1. August 1903, III C 32 (Gantner S. 185) und an die Eltern, Rom, 24. November 1903, III A 513 (Gantner S. 193).

[45] Brief an Sophie Hipp, 15. September 1903 (Zeus und Eros S. 74).

[46] Notizheft 42, fol. 32 und 33, 1. und 2. Januar 1904 (Gantner S. 198 und 199) sowie ibid. fol. 69, 4. Februar 1904. Unter dem 1. Januar heisst es zudem: «Atelier Gundrum. Cornelius. Nietzsche ... abends Burckhardt».

[47] Wölfflin an Carl Cornelius, (Berlin), 19. Mai 1905, Nachlass H. Wölfflin, Nachtrag IX i 57.

Beziehungen zueinander haben, musste ich diesen Umweg über Sie, als neutrale Macht, einschlagen. Ja, die arme Gundrum. Wäre ihr nicht geholfen, wenn Sie ihr ein propädeutisches Seminar einrichteten und den Zutritt zu Ihren Vorträgen von dessen Besuch abhängig machten?»[48].

Professor Cornelius war also nicht bereit, Maria Gundrum zu seinen Lehrveranstaltungen zuzulassen. Aus welchen Gründen auch immer diese Abweisung erfolgte, sie musste Maria Gundrum schwer treffen, ja mit Bitterkeit erfüllen, war sie doch Cornelius durch Wölfflin empfohlen und ihm mit grosser Wahrscheinlichkeit auch von Rom her persönlich bekannt. Die Einsicht, dass es in Basel war, wo ihr nun schon zum zweiten Mal in ihrem Leben eine freie Entfaltung ihrer Tätigkeit verweigert wurde, mag ihren Entschluss bekräftigt haben, die Stadt für immer zu verlassen und jetzt, da man sie vom Studium ausschloss, sich ganz der Malerei zuzuwenden.

Es war die Zeit, als die Böcklin-Begeisterung, die 1901 beim Tod des Künstlers nochmals aufgeflammt war, langsam abflaute, und wo eine jüngere Gruppe von Basler Malern sich der französischen Malerei zuwandte. Maria Gundrums Entscheidung, den Sommer 1906 wieder in Frankreich, aber nicht in Paris, sondern in der Bretagne zuzubringen, kann vielleicht im Zusammenhang mit dieser Tendenz gesehen werden, und wir dürfen sie zu der Gruppe der Basler Künstler rechnen, die sich nun «leidenschaftlich für eine Öffnung zur impressionistischen und nachimpressionistischen Malerei einsetzte»[49]. Wenn sie von der Theorie und der Kunstgeschichte her dem der Klassik und dem Klassizismus verhafteten Denken Wölfflins nahestand, so weist der Stil ihrer Malerei in die Richtung des französischen «Pleinairismus», einer Kunst also, die der Naturbeobachtung, dem Studium von Licht und Farbe den Vorrang gab. In Basel vertraten diese Richtung Künstler wie Carl und Paul Burckhardt, Heinrich Altherr, Hermann Meyer. Die beiden letztgenannten bezeugten anlässlich des Todes von Maria Gundrum ihre langjährige Verbundenheit mit ihr. Besonders Hermann Meyer sprach von der lebenslangen Zugehörigkeit Maria Gundrums zum Kreis der Basler Künstler[50].

[48] Zettel von Wölfflins Hand, o.O., o.D. (1905?), Nachtrag IX i 48. Der Historiker Rudolf Wackernagel (1855–1925).

[49] Dorothea Christ, Maler und Bildhauer der Basler Künstlergesellschaft 1850–1950, unter «Hermann Meyer». Lukas Gloor, Die Geschichte des Basler Kunstvereins, S. 57.

[50] Briefe von Heinrich Altherr und Hermann Meyer an Hans Cornelius. Nachlass Hans Cornelius.

Nach den in der Bretagne verbrachten Wochen oder Monaten kehrte Maria Gundrum nicht nach Basel zurück, sondern übersiedelte nach Berlin und liess sich in der Nähe des Malers Fritz Burger (1867–1927) in Zehlendorf nieder. In Berlin lebte damals auch Wölfflin, und seinen wöchentlichen Briefen an die Eltern in Winterthur verdanken wir wiederum einige Angaben über das Leben Maria Gundrums. So berichtet er, wie er Weihnachten zu feiern gedenke: «Ich habe im Saal einen Baum stehen, aber ein Fest wird es nicht geben ... Nach dem Essen kommen Burgers herüber ... dann vielleicht ein paar Glieder des Weihnachtsabends in Rom vor 3 Jahren, jedenfalls Frl. Gundrum, die vor Kälte fast umkommt: heute seien die Leintücher an der Wand angefroren gewesen». In einem verstümmelten Brief erwähnt er eine Gesellschaft, zu der ausser «Heusler und Burgers» auch Maria Gundrum geladen war, und schliesslich gesteht er den Eltern mit Schrecken, «Fräulein Gundrum» habe ihm aus Basel eine Klatschgeschichte über seine angebliche Verlobung überliefert[51].

Die folgende kleine Episode, die er an seine Schwester berichtet, wirft ein Licht auf die unbefangene Art ihres Verkehrs und zeigt, dass der Professor, der zu der vornehmen Gesellschaft Berlins Zugang hatte, eben auch den Umgang mit der aus Basel stammenden jungen Malerin schätzte: «Gestern abend war ich ein wenig auf einem Gartenfest bei Sarre in Neubabelsberg. Die Gundrum begleitete mich, und wir gingen vorher noch ein bisschen in jenem wundervollen Park Wilhelms I. mit den grossen Bäumen, dann musste sie abziehn, und ich rieb mich wieder einmal an Leuten, die nicht in Dachkammern wohnen ...»[52] Die für unsern Zusammenhang wichtigste Stelle aus Wölfflins Berliner Briefen findet sich in demselben Brief, in dem Wölfflin auch den Roman «Geschwister Tanner» von Robert Walser erwähnt («etwas mühsam zu lesen und sehr formlos, aber an Empfindungsgehalt sehr reich ...»): «Heute abend will Burger mich zur Gundrum abholen, damit man einmal ... ihre Winterarbeit etwas kritisch beleuchtet»[53]. Sie arbeitete also intensiv und stellte sich der doppelten Kritik durch den Gelehrten und den ausübenden Künstler.

[51] Wölfflin an die Eltern, Berlin, 24. Dezember 1906, III A 556, 8. Februar 1907, III A 559, und 26. April 1907, III A 560.

[52] Wölfflin an Elisabeth, Berlin, 9. Juni 1907, III A 562, (Gantner S. 223).

[53] Wölfflin an die Eltern, Berlin, 4./5. Mai 1907, III A 561. Der Maler Fritz Burger (1867–1927) – nicht zu verwechseln mit dem Kunsthistoriker Fritz Burger (1877–1916) – war der Sohn eines aus dem Aargau stammenden Kupferstechers, der in München lebte. Nach seiner Ausbildung an der Münchner Kunstakademie lebte

Im Februar 1907 hatte sie erstmals in Basel ausstellen können in einer «Sonderausstellung jüngerer Basler Künstler», die einigen Staub aufwirbelte. Als die am meisten «angefochtenen» wurden Paul Barth, J.J. Lüscher, Numa Donzé genannt. Arbeiten von Heinrich Altherr fanden «als reife Kunstwerke» Gnade, und neben Esther Mengold und Sophie Burckhardt-Hipp wurde auch Maria Gundrum «mit wirkungsvollen italienischen Charakterköpfen als weiteres schönes Talent» erwähnt[54].

In dieser Ausstellung der «Jungen» machte sich nun deutlich der Einfluss der modernen französischen Malerei bemerkbar, der Richtungswechsel von der historisierend-allegorisierenden Malerei («Böcklin») zum Impressionismus («Cézanne»)[55]. Die von Paul Schmitz in diesen Jahren herausgegebene witzig spöttische Wochenschrift «Der Samstag» (die auch von Wölfflin in Berlin fleissig gelesen wurde) macht in ihrem Kommentar zu dieser Ausstellung kein Hehl aus ihrer Sympathie für diesen französischen Einfluss:

«Donzé voller Mark und Saft
Barths und Lüschers flott Genie
Von Paris der dernier cri ...
En passant grüss ich der Bretagne Strand
Von Fräulein Gundrums malerischer Hand ...»[56]

Maria Gundrum konnte einen kleinen Erfolg verzeichnen: von den acht Bildern, die sie ausgestellt hatte, wurde eines verkauft.

Wir finden ihren Namen wieder im Juni 1909. Während in der «Bildergalerie des Kunstvereins» Entwürfe für die Ausschmückung des Bundesbahnhofs gezeigt wurden, «sah man im untern Saal ... vor allem farbig feine und lebendige Landschaften von Maria Gundrum». Im Dezember desselben Jahres ist sie mit sechs Bildern, Landschaften und Stilleben, an der traditionellen Ausstellung zum Jahresschluss

Fritz Burger einige Jahre in Paris, wo er dem Maler J.E. Blanche nahe stand. Besonders als Porträtmaler hatte er hier, wie später auch in Basel, einigen Erfolg. Mit Wölfflin befreundet, malte er dessen Porträt sowie dasjenige einiger anderer Basler Persönlichkeiten (Andreas Heusler III, Jakob Wackernagel, Franz Overbeck, Ernst Stückelberg).

[54] Basler Jahrbuch 1907, S. 248. Die folgenden weiteren Erwähnungen ihres Namens bezw. ihrer Bilder: Basler Jahrbuch,1910, S. 286 und ibid. 1911, S. 320.

[55] Gloor, Von Böcklin zu Cézanne, S. 60.

[56] «Der Samstag», Nr. 13 vom 23. März 1907, S. 102: «Die ‹Jungen› in der Kunsthalle» von Dominik Müller (= Paul Schmitz). Dazu die Bemerkung von Wölfflin an Carl Cornelius: «Ich lese das Blatt jeden Montag von der ersten bis zur letzten Zeile ...» Berlin, 19. Mai 1905, Nachlass H. Wölfflin, Nachtrag IX i 57.

vertreten. Auch diesmal kann sie ein Bild verkaufen, und ein zweites gelangt in die Weihnachtsverlosung[56a].

Von Oktober 1908 bis Oktober 1910 ist Maria Gundrum vom Einwohneramt als in München ansässig registriert. «Abgereist von dort» meldet sie sich «von Berlin-Zehlendorf kommend» am 1. Oktober 1914 erneut in München an, wo sie nun ihren endgültigen Wohnsitz findet, seit 1916 bis zu ihrem Tod an derselben Adresse: Giselastrasse 3[57].

In die Jahre, da nicht nachzuweisen ist, wo sie sich aufhielt, fällt der Beginn ihrer Freundschaft mit Hans Cornelius. Hans Cornelius (1863–1947) war als Sohn des Historikers und liberalen Katholiken Carl Adolf von Cornelius (1819–1903) in München aufgewachsen und seit seiner Schulzeit mit dem gleichaltrigen Heinrich Wölfflin freundschaftlich verbunden. Vom Studium der Naturwissenschaften war er auf die Philosophie übergegangen und dozierte in den 1890er Jahren in München an der Universität und an der Kunstgewerbeschule. An ästhetischen Problemen interessiert und selbst künstlerisch tätig, verfasste er, angeregt durch Adolf von Hildebrand und Konrad Fiedler, zwei kunsttheoretische Schriften «Elementargesetze der bildenden Kunst» (1908) und «Kunstpädagogik» (1920). Durch seine Freundschaft mit Wölfflin kam er mit Basler Künstlern in Berührung, mit dem Architekten Emanuel Laroche, der bei Hildebrand arbeitete und im Atelier von Heinrich Knirr mit Heinrich Altherr und Carl Burckhardt. Wenn Altherr anlässlich des Todes von Maria Gundrum sich in seinem Beileidsschreiben an Hans Cornelius erinnert: «Es ist ein Menschenleben vorbei, seit wir uns in Gesellschaft von Gundrum in Karlsruhe und Oberursel gesehen haben», so heisst das, dass diese Beziehungen sehr weit, bis vor den Ersten Weltkrieg, zurückreichen. In seinen erst in den 1940er Jahren verfassten autobiographischen Aufzeichnungen kommt Hans Cornelius auf seine frühe Beziehung zu Maria Gundrum zu sprechen:

[56a] Nach der Gemäldekontrolle des Basler Kunstvereins stellte Maria Gundrum aus: Februar 1907: 8 Bilder / Juli 1909: 8 Bilder / Dezember 1909: 6 Bilder / Dezember 1919: 5 Bilder / Dezember 1920: 3 Bilder / Dezember 1921: 4 Bilder. Nach den Jahresberichten des Kunstvereins wurden folgende Bilder verkauft oder gelangten in die Weihnachtsverlosung: 1907: «Blumen» / 1909: «Blühende Wiesen», «Astern» / 1919: «Disteln», «Feldblumen» / 1921: «Sonnenblumen», «Lilien», «Früchte», «Landschaft, Pastell». Das Ölbild «Blumen», 63 x 50 cm, war seit 1934 in der Kunsthalle magaziniert und wurde 1994 ausgestellt. Es ist bisher das einzige mir bekannte Bild Maria Gundrums.

[57] Stadtarchiv München, Mitteilung vom 14. September 1993.

«Eine weitere, vielleicht nicht in jeder Hinsicht wertvolle, aber sicher nicht unfruchtbare Anregung auf malerischem Gebiet erhielt ich in der Folgezeit durch meine Freundin Maria Gundrum, mit der ich zwei Monate in Rom mit täglichen Studienausflügen in die Campagna verlebte. Sie hatte in Paris studiert und suchte mir nach Kräften mitzuteilen, was sie von dort an künstlerischen Kenntnissen mitbrachte. Meine früheren landschaftlichen Studien erhielten hier erwünschte Ergänzung. Vor allem machte sie mich auf die reale Gestaltung und die zeichnerische und malerische Wiedergabe der Terrainverhältnisse aufmerksam, auch gab sie mir praktische Anweisungen zur Darstellung der Vegetation, womit ich mich freilich schon früher beschäftigt hatte, was ich aber dann zu Gunsten der figürlichen Composition sehr vernachlässigte; – die Namen der französischen Künstler, bei denen sie gelernt hatte, habe ich nicht behalten. Im übrigen blieben wir in Malerei nicht auf dem freundschaftlichsten Fuss: sie wollte die Kritik nicht anerkennen, die ich auf Grund meiner Elementargesetze an ihren Compositionsversuchen übte: und was ich ihr von der Technik der Venezianer erzählte, blieb ihr fremd, da sie keine andern figürlichen Arbeiten machte, als Skizzen in der Art des Cézanne, die ihr aber in Folge mangelnder Formkenntnis nie nach Wunsch gelangen: – so dass sie sich schliesslich ganz von der Ausübung der Kunst zurückzog und der Kunstgeschichte zuwandte, die sie als Schülerin meines Freundes Wölfflin schon früh weitgehend beherrschte»[57a].

In ihrer Auffassung der künstlerischen Gestaltung, besonders der Landschaft, bestanden also zwischen Maria Gundrum und Hans Cornelius erhebliche Differenzen. Die von Cornelius erarbeiteten Elementargesetze wollten sich nicht mit den Erfahrungen zusammenfügen, die Maria Gundrum aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Bemerkung vom «nicht behalten», also Vergessen der Namen ihrer Lehrer zeugt nicht nur von mangelndem Interesse, sondern verrät geradezu Geringschätzung der betreffenden Künstler. Immerhin wird Cézanne erwähnt – für uns ein wichtiger Hinweis auf den Stil der Malerei von Maria Gundrum, der in eine andere Richtung weist als die von Cornelius in seiner Kunstpädagogik eingeschlagene.

Das Zusammensein in Rom und der römischen Campagna ist um die Zeit anzusetzen, da Cornelius seine Kunsttheorien ausarbeitete, bevor er Professor in Frankfurt wurde und sich in Oberursel niederliess, also etwa um 1908–1910[58]. Da er die Briefe Maria Gundrums

[57a] Bayerische Staatsbibliothek München, Nachlass Hans Cornelius, Ana 352, Schachtel 11: Autobiographisches Material, unter «Bildende Künste», S. 120.

[58] Cornelius hatte seit 1910 einen Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Frankfurt inne. Sein Einfluss war offenbar beträchtlich, lehnte er doch die Habilitationsgesuche von Ernst Bloch (1912) sowie von Walter Benjamin (1925) ab. 1922 promovierte bei ihm Max Horkheimer.

Blumen (63 x 50 cm, Öl auf Karton. Privatbesitz)

vor 1918 nicht aufbewahrt, bezw. vernichtet hat, bleibt die Entwicklung ihrer Freundschaft vorläufig unklar. Um die Zeit, da seine erste Ehe mit Emilie von Dessauer geschieden wurde, 1914, schiebt sich ein Bekannter von Cornelius, der Arzt Dr. Karl Krayl vermittelnd in seine Beziehung zu Maria Gundrum ein. Aus Florenz, wo er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Praxis führte, schreibt Krayl an Cornelius, Frau Gundrum sei soeben nach Venedig abgereist, um «bei ihrer Freundin Frau Dr. Hoppe ... einige Wochen abzusteigen und dann nach München überzusiedeln. Sie war in den letzten Wochen etwas unruhig und unsicher, was sie tun sollte». Wegen der Unruhen (in Florenz wurde gestreikt) sei sie bisher nicht zum Schreiben gekommen. «Ihr (das heisst Cornelius') Brief von gestern hat einen starken Eindruck auf sie gemacht, und ich hoffe, dass sie nun ruhig antworten wird und dass alles in Ordnung kommt»[59].

Eine Woche nachdem dieser Brief geschrieben war, am 14. Juni 1914, starb in München Maria Gundrums Mutter. Wir wissen nicht, ob ihr Entschluss, sich in München dauernd niederzulassen, mit dem Schicksal ihrer Mutter oder ihrem Verhältnis zu Cornelius in Zusammenhang stand.

IIIa. Wahlheimat München (1914–1920). Kunstpädagogik: Paul Renner, Hans Cornelius

Nicht Cornelius, sondern ein anderer Freund war Maria Gundrum beim Aufbau ihrer Existenz in München behilflich: der Graphiker und Buchkünstler Paul Renner, dem sie zusammen mit Cornelius und Heinrich Altherr wohl in Karlsruhe begegnet war[59a]. Renner hatte wie Altherr an der Karlsruher Akademie studiert und neben seiner Arbeit im Georg Müller Verlag zusammen mit Emil Pretorius in München eine Schule für Illustration und Buchgewerbe gegründet. Ausserdem war er an der Leitung der Münchner Lehrwerkstätten beteiligt, der sog. Debschitz-Schule. An diese staatlich

[59] Karl Krayl an Hans Cornelius, Florenz, 6. Juni 1914, Nachlass Hans Cornelius. Der Arzt Dr. Karl Krayl (1875–1953) führte eine Praxis in Florenz, arbeitete 1914–1918 in deutschen Lazaretten und liess sich dann in Stuttgart nieder. Als Freund von Hans Cornelius war auch er mit Maria Gundrum befreundet und erwähnt sie häufig in seinen Briefen an Cornelius.

[59a] Das erste überlieferte Schreiben Maria Gundrums an Hans Cornelius, eine Postkarte aus Basel, Stempel 18.12.1913: «Ich habe mich mit Renner zusammenbestellt in Paris» belegt auch ihre frühe Bekanntschaft mit Paul Renner.

subventionierte Kunstschule – sie war 1902 von Hermann Obrist und Wilhelm von Debschitz als eine der ersten, die das «Werkstättenprinzip» anwendeten, gegründet worden – berief Renner Maria Gundrum als Lehrerin.

Die Ausweitung des Begriffs der Kunst auf Gegenstände des alltäglichen Lebens, wie sie für eine bestimmte Richtung des Jugendstils kennzeichnend ist, hatte zur Folge, dass die Methoden der Kunsterziehung neu überdacht wurden und Vorschläge zu Reformen geradezu ins Kraut schossen. Freiere Formen des Unterrichts wurden ausprobiert als die an den Akademien üblichen, z.B. das «Vorstellungszeichnen» statt dem Zeichnen nach Modell, und man suchte den Ansatz zu künstlerischer Gestaltung im Handwerklichen. Damit vollzog sich eine Abwendung vom elitären Stil der Akademien und eine Öffnung des Kunstbetriebes in Richtung auf das «Volk». Renner, der sich, wie Cornelius und dessen Schüler und Gefolgsmann Gustav Britsch, mit diesen Ideen beschäftigte, war auch politisch engagiert und setzte sich für den Gedanken des «Werkbundes» ein[60].

Im Einvernehmen mit Renner unterrichtete Maria Gundrum zunächst nach der von Britsch ausgearbeiteten Methode. Wie sie es schon in Basel getan hatte, bezog sie die direkte Betrachtung von Kunstwerken, dh. den Museumsbesuch, mit ein. In einem Schreiben an die Königliche Gemäldesammlug (die Pinakothek) stellte sie sich als Schülerin von Professor Heinrich Wölfflin vor und bat um die Erlaubnis, ihre Schüler an einem bestimmten Wochentag kontinuierlich in die Galerie führen zu dürfen[61].

Am Unterricht an den Münchner Lehrwerkstätten war auch Hans Cornelius interessiert, der jetzt in Frankfurt Philosophie lehrte. Er war daran, sein früheres Buch «Elementargesetze der bildenden Kunst» zu einer «Kunstpädagogik» auszuweiten und wollte seine Theorie im Unterricht praktisch erproben. Paul Renner, der den Ideen von Cornelius grosse Bewunderung entgegenbrachte, teilte

[60] Paul Renner (1878–1956) gilt als einer der bedeutendsten Buch- und Schriftkünstler Deutschlands. Er ist der Erfinder der Druckschrift «Futura», die die alte Frakturschrift ablöste. 1933 zog er sich ganz nach Hödingen zurück. Gustav Britsch (1879–1923), Kunsttheoretiker und Kunstpädagoge, Studium der Architektur und Philosophie (bei Hans Cornelius), gründete nach 1918 eine eigene Schule für Bildende Kunst in Starnberg bei München. Der Deutsche Werkbund, gegründet 1908, setzte sich zum Ziel «die Veredelung der gewerblichen Arbeit ... durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme in einschlägigen Fragen».

[61] Bayerische Staatsgemäldesammlungen (Pinakothek) München, Registratur 12/5, 13. August 1915.

ihm nun mit, das wichtige Fach «Freie Kunst» werde jetzt, mit Zustimmung auch der andern Leiter der Schule (zu diesen gehörte Emil Pretorius) von Maria Gundrum erteilt. Er beschreibt die Art, wie Maria Gundrum unterrichtet:

«Welche Prinzipien Maria Gundrum in ihrer Klasse befolgt, das haben wir ganz und gar ihr selbst überlassen. Es war meine Überzeugung ..., dass man ihr freie Hand lassen müsse. Die Schüler arbeiten ausserordentlich fleissig und sehr gern bei ihr. Sie bespricht sich viel mit Herrn Geheimrat Wölfflin, mit Kollegen, auch mit mir und nimmt ihre Pflicht sehr ernst. Wenn ich hie und da anderer Meinung bin, so schliesse ich die Debatte immer damit, dass sie so weitermachen soll, wie sie es für richtig hält ...» «Maria Gundrum versteht es, ... die Schüler mit sich zu reissen; dafür hat sie aber die ältere Methode Britsch ganz aufgeben müssen und ihre eigene Methode aufgebaut ...»

Es ist auffallend, wie sehr Renner Maria Gundrum und ihr selbständiges Unterrichten verteidigt, und wie er trotz allem Respekt gegenüber der Autorität von Cornelius die Bemerkung nicht unterdrücken kann:

«Tatsächlich bestehen aber zwischen Ihrer (das heisst Cornelius') Methode und der Methode von Fräulein Maria Gundrum so wesentliche Unterschiede, dass z.B. Maria G. aus den von Ihnen mitgeschickten sehr interessanten Zeichnungen sich kein Bild davon machen konnte, wie Sie darauf weiter aufzubauen gedächten».

Er schliesst seinen Brief mit dem nochmaligen Hinweis:

«Bei der ausserordentlich kurzen Zeit Ihres Hierseins wird es aber wohl gar nicht anders möglich sein, als in dieser Klasse einstweilen Maria Gundrum selbständig weiter schalten zu lassen»[62].

Sie hatte es also geschafft, sich während des Krieges eine unabhängige und relativ gesicherte Stellung zu erringen. Dass die Gestalt ihres Freundes, von dem sie sich getrennt hatte, sie auch bei dieser Arbeit verfolgte und wie ein Schatten über ihr schwebte, machte ihre Aufgabe nicht leichter. Nach seiner Scheidung hatte Cornelius 1915 die junge Schwedin Ingeborg Carlson geheiratet. Er war ihr in Paris begegnet, als Schülerinnen von Isidora Duncan nach der Musik von Beethoven «Die Geschöpfe des Prometheus» tanzten. Die tänzerischen Kreationen der Duncan seien für seine Vorstellungsentwicklung sehr wichtig gewesen, sagt Cornelius in seinen Erinnerungen. Was sich zwischen ihm und Maria Gundrum abgespielt hat, bleibt im Dunkeln. Wir wissen nur, dass sie es war, die den

[62] Paul Renner an Hans Cornelius, Landsberg, 29. Dezember 1915. Nachlass Hans Cornelius.

Anfang machte zur Überbrückung ihres Zerwürfnisses. Mit dem Brief, den sie im Juni 1918 an ihn richtete, schuf sie jedenfalls die Grundlage zu der zweiten Phase ihrer Freundschaft, die bis zu ihrem Lebensende dauern sollte.

Maria Gundrum München, den 23.6.1918
Giselastrasse 3

Liebling,

Vor einigen Tagen hörte ich aus Berlin, Du seist schwer krank gewesen. Obwohl ich hoffe, dass das ein falsches Gerücht ist, liess es mich doch ausführen, was mir seit Wochen im Gemüte liegt. Ich bin wieder gesund und aufrecht. Die Zeit und neue Erkenntnisse haben mich geheilt. Ich wollte und habe vergessen, was mich einmal mit Leid und Groll erfüllt hat. Ich wehre mich nicht mehr wenn Erinnerungen an glückliche Stunden auftauchen, und freundliche Gedanken sendet Dir dann jedesmal mein Wesen. Dich das wissen zu lassen, treibt es mich, seit ich mir mit glücklichem Staunen dieses neuen Tages in meinem Leben bewusst geworden bin. – Seither betrachte ich meine Schweizerpakete mit dem, den Genuss störenden Gefühl, sie könnten Dir vielleicht nötiger sein als mir. Es ist zwar nicht mehr viel drin, und ich ahne nicht, ob es Dir gelingt, Dich mit dem Nötigen zu versehen. Ich habe mir in diesem Frühjahr in Burgau bei Wasserburg ein Häuschen gemietet. Da pflanz ich mein Gemüse und bekomm Milch, Butter und Eier, so dass ich voraussichtlich für Kriegszeit geborgen bin. – Schicke Dir auf gut Glück eine Probe. Spaghetti, Reis, eine Schachtel Käs, eine Dose Speisefett. Hoffentlich hält Dir Dein Keller auch noch den Wein dazu, dann spende den guten Göttern – wie einst auf Albanos sonnigen Höhen – auf kommende bessere Zeiten.

Ein Wort über die Schule: Renner ist mit Leib und Seele dabei und betont immer wieder, wie ungeheuer viel er Dir – und die Schule dazu zu danken hat. Die Elementargesetze seien sicher und trügen unendlich weit. Auf meine Frage, ob er Dir denn das jemals ausgesprochen habe, sagt er, er fürchte, als Schmeichler zu gelten – doch möchte er, er könnte seine Dankbarkeit beweisen durch Ausstattung Deines neuen Buches. Wenn sein Verlag das Werk bekommen könnte, dann würde ihm sicher der Erfolg beschieden sein, der ihm gebühre. Das sagt er so oft und schreibt es wohl nie, dass ich es bei dieser Gelegenheit zu bedenken gebe. – Im Okt.[ober] wird Caspar an der Schule eine Malklasse eröffnen. Ich gebe nur noch Führungen, bin froh darüber.

Der Krieg, der allen Wunden schlägt, hat mir im Gegenteil geholfen, mich wieder zu finden. Nun ich Frieden habe, finde ichs noch unbegreiflicher, dass die Welt keinen Frieden findet. So anticipier ich aus meinem Empfinden nichts in Bezug auf das Deinige. Ich wollte nichts als Dir mitteilen, dass aus meinem Herzen die Bitterkeit verschwunden ist, käme eines von uns beiden zum Sterben – ich hoffe aber, dass wir noch kräftig besse-

ren Zeiten entgegengehen – so möchte ich das gesagt haben. Auch möchte ich in Zukunft Dir dankend den Empfang Deines Geldes anzeigen – es war mir immer ein Stachel, dass ich es nicht tun konnte. Und nun grüsse ich Dich freundlich und wünsche Dir, was Dein Herz begehrt.

Maria Gundrum[62a].

Das Ende des Krieges, das ihr, wie sie sagt, geholfen hat «sich wieder zu finden», brachte mit dem Ende der Münchner Lehrwerkstätten auch den Zusammenbruch der kurzen äusseren Sicherheit. Während der Februar/Märztage der Revolution von 1919 zeigte sich zwar für einen Augenblick die Möglichkeit einer Verwirklichung der Reformen der Kunstpädagogik, wie sie den Prinzipien des Werkbundes und der Lehrwerkstätten entsprachen. Auf Grund seiner politischen Verbindungen erwirkte Paul Renner, dass Gustav Britsch im März 1919 Gelegenheit hatte, vor dem Arbeitsausschuss des Rates der Bildenden Künste seine Pläne für eine «bessere künstlerische Ausbildung des gesamten Volkes» zu entwickeln[63]. Doch wurde dieser erste «Künstlerrat» verdrängt durch den radikalen «Aktionsausschuss revolutionärer Künstler». Wie sehr sie auch ihre Volksverbundenheit betonten, gab es doch von der Gruppe um Hans Cornelius, Renner und Britsch keine Verbindung zu den radikalen Verfechtern einer «Kunst für das Volk», wie sie etwa in den Holzschnitten eines Aloys Wach oder Gustav Schrimpf Gestalt gewann. Mit dem Ende der Räteregierung brach auch die radikale Kunstbewegung, die unter anderm die Aufhebung der Akademien und eine erste «Freie Kunstausstellung» geplant hatte, zusammen und riss die Gemässigten, mit denen sie immerhin einige Forderungen gemeinsam hatte, mit sich.

Als Hans Cornelius sich wegen der Drucklegung seiner «Kunstpädagogik» an Paul Renner wandte, gelang es diesem trotz seinen vielen Verbindungen nicht, in München einen Verleger dafür zu finden. Für eine ebenfalls von Cornelius verfasste politische Schrift, einen «Aufruf zum Ewigen Frieden», die ihm mit der Bitte, um ihre Veröffentlichung besorgt zu sein, von Maria Gundrum übergeben worden war, fand er zwar zunächst die Einwilligung eines Redaktors der progressiven Zeitschrift «Der Wagenlenker». Doch schon kurz darauf musste er Cornelius mitteilen, dass die Revolution den Re-

[62a] Bayerische Staatsbibliothek München, Nachlass Hans Cornelius, Ana 352, Briefe von Maria Gundrum.

[63] Paul Renner an Hans Cornelius, München, 29. März 1919.

daktionsstab des Blattes hinweggefegt habe, und dass der neue Redaktor, Hermann Sintzheimer, die Schrift zurückweise[64].

Einem Kunstpädagogen und Spezialisten der Buchausstattung wie Paul Renner bot München keine Möglichkeit der Existenz mehr. Er kehrte der Stadt den Rücken und liess sich mit seiner Frau im Bauerndorf Hödingen bei Überlingen am Bodensee nieder. Maria Gundrum nahm im September 1919 zusammen mit dem Maler Karl Caspar, der wie sie an den Lehrwerkstätten unterrichtet hatte, in Stuttgart an einer Tagung des Deutschen Werkbundes teil. Ihre Verbindung mit Renner, Caspar und Britsch blieb bestehen, der Letztere war während einiger Zeit in ihrer Wohnung an der Giselastrasse eingemietet. Im Frühjahr 1920 folgte sie dem Beispiel Renners und erwarb ihrerseits in Hödingen ein altes Bauernhaus, das nur wenige Schritte von demjenigen des Ehepaars Renner entfernt lag, und wo sie nun jeweils die Sommermonate zubrachte. Als Krayl, Britsch und Caspar an Weihnachten 1922 in München bei ihr zusammenkamen, war davon die Rede, dass Renner einen Kongress für Kunstpädagogik plane, und es wurde beschlossen, man wolle sich im Sommer 1923 in Hödingen wieder treffen[65].

IIIb. Salon Bruckmann, Klages, Schuler und die Bachofen-Renaissance

Ihre Lehrtätigkeit und die Probleme der Kunsterziehung bildeten aber nicht den ganzen Inhalt des Lebens von Maria Gundrum vor und während des Ersten Weltkrieges. Ihre Beziehung zu Heinrich Wölfflin, der jetzt in München Professor war, eröffnete ihr den Zugang zu Kreisen der Münchner Gesellschaft, in denen er verkehrte und wo ein anderes Klima vorherrschend war als bei den Kunstpädagogen der Lehrwerkstätten. Dazu gehörte das Haus von Wölfflins Verleger Hugo Bruckmann, der ausser Kunstbüchern auch nationalistisch-alldeutsche Literatur und die Werke Houston Stewart Chamberlains herausgab. Parallel zu seiner Verlagstätigkeit, die ihn mit der nationalen Rechten in Verbindung brachte, führte seine Gattin, Elsa Bruckmann, die aus einer rumänischen fürstlichen Familie stammte, einen literarisch-politischen Salon mit national-kon-

[64] Paul Renner an Hans Cornelius, München, 29. März 1919 und 12. April 1919. Zu den Vorgängen in der Kunstszene München während der Revolution von 1918/19: Süddeutsche Freiheit, Kunst der Revolution in München 1919. Bearbeitet von Justin Hoffmann, herausgegeben von Helmut Friedel, München 1993/94 (Ausstellung im Lenbachhaus München November 1993 – Januar 1994).

[65] Karl Krayl an Hans Cornelius, Stuttgart, 11. September 1919 und 3. Januar 1923. Nachlass Hans Cornelius.

servativen und zunehmend auch antisemitischen Tendenzen. In diesem gesellschaftlichen Rahmen traf Maria Gundrum mit Ludwig Klages und dessen Freund Alfred Schuler zusammen. Die «dioskurische» Freundschaft dieser beiden Männer datiert aus der Zeit der «Kosmischen Runde», einem Kreis, in dem zu Beginn des Jahrhunderts in leidenschaftlichen Diskussionen, die in der Wohnung Karl Wolfskehls oder im Café Luitpold in München abgehalten wurden, eine zerstörerische Kritik an der bürgerlichen Kulturtradition geübt wurde. Schuler und Klages lösten sich später von den übrigen Gliedern der Runde, die sich ihrerseits um Stefan George zum «George Kreis» zusammenfanden.

Als ein universaler Gelehrter, der nach abgeschlossenem Chemiestudium in die Geisteswissenschaften eindrang, war Ludwig Klages (1872–1956) ein subtiler Kenner der menschlichen Seele, der die Kunst der Deutung ihrer Ausdrucksformen beherrschte und dessen Wissenschaft sich in mancher Hinsicht zu praktischer Lebenshilfe ausweitete. Alfred Schuler (1865–1923), der im Gegensatz zu Klages fast nichts veröffentlichte und deshalb als unbekannt gilt, ist seinem ganzen Wesen nach widersprüchlich und rätselhaft. Ein Urteil über ihn lautet, «dass niemand mit ihm zusammen sein konnte, ohne dass sich in seiner Seele etwas ereignete – gesetzt er hatte eine. Denjenigen, die keine hatten, erschien er komplett närrisch». Schuler lebte als Privatgelehrter in München mit seiner Mutter zusammen in allerbescheidensten Verhältnissen. Das Studium der Archäologie hatte er abgebrochen, weil ihre Methoden ihn als «grabschänderische Schurkerei» abstiessen[66].

Schulers Leidenschaft war die Vergangenheit, aber nicht so, wie die gängige Geschichtsforschung seiner Zeit sie zu Tage förderte, sondern so, wie er sie selbst durch intuitives Erfassen dessen, was sich buchstäblich unter seinen Füssen befand, wieder erstehen lassen konnte. Über seine Fähigkeit, in welcher Gegend auch immer, Bodenfunde zu orten und zu deuten, kursierten unter seinen Freunden die unglaublichsten Anekdoten. In seinem Spezialgebiet, der Ge-

[66] Die Angaben über Schulers Leben und seine Beziehung zu Klages wie auch zu Maria Gundrum sind der grossen Klages-Biographie entnommen: Hans Eggert Schroeder, Ludwig Klages, Die Geschichte seines Lebens. 1. Teil, Die Jugend, Bonn 1966; 2. Teil, Das Werk, Erster Halbband (1905–1920), Bonn 1972, Zweiter Halbband (1920–1956), bearbeitet und herausgegeben von Franz Tenigl, Bonn/Berlin 1992. Über Alfred Schuler: Die Jugend, S. 178–190 und passim. Die hier zitierten Stellen: S. 186/7 und 178. Wichtige Hinweise und grosszügige Hilfe erhielt ich durch den Verwalter des Schuler'schen Familienarchivs in Mainz, Herrn a.Min.rat Karl-Heinz Schuler, dem ich hier meinen besten Dank sage.

schichte der römischen Kaiserzeit, war er beschlagen durch seine profunde Kenntnis auch der entlegensten Autoren. Was den jungen Klages an Schuler anzog, war die Sicherheit der Intuition, mit der Schuler seinen Blick über die bürgerlichen Traditionen und das im 19. Jahrhundert ausgebildete rationale Geschichtsverständnis hinweg auf Ursprünge des Menschlichen richtete, die im Dunkel lagen, und die andere Formen des Daseins als die gegenwärtigen der spätbürgerlichen Zivilisation ahnen liessen.

Es kann nicht überraschen, dass in diesem Zusammenhang der Name Johann Jakob Bachofen auftaucht. «Mir ... entriss jene Begegnung einen Schrei der Seele. Vier bis fünf Wochen lang kam das Mutterrecht nicht mehr aus meinen Händen», so beschreibt Klages sein Bachofen-Erlebnis. Als er seinem Freund Schuler davon sprach, stellte er fest: «Grundsätzlich war ihm (Schuler) später am ganzen Bachofen nichts neu»[67]. Eigenes Wissen und Ahnen in der Bachofen'schen Welt- und Geschichtsdeutung bestätigt zu finden, das bildete in der Folge einen Grundstein der geistigen Verbundenheit von Schuler und Klages.

Es ist möglich, dass Maria Gundrum Alfred Schuler schon zu Beginn des Jahrhunderts, zur Zeit der «Kosmischen Runde», kennengelernt hat. Wenn wir dem Klages-Biographen Hans Eggert Schroeder folgen, dann geschah es vor ihrer Bekanntschaft mit Klages und unabhängig von dieser. Nach dem Ende der «grossen Schwabinger Jahre», das heisst der «Kosmischen Runde», setzt Schroeder für Klages den Beginn eines «neuen Lebenskreises» an, zu dem neue Freunde traten. Unter diesen wird Maria Gundrum erwähnt: «Maria Gundrum, Malerin, gehörte dem Freundeskreis um Schuler an und war auch im Bruckmann'schen Hause gut bekannt. Über diese Verbindungen trat sie auch mit Klages in eine lockere Beziehung». Das wäre wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, etwa um 1907, geschehen[68]. In dieser Zeit wurde Klages durch das Erscheinen seiner ersten Bücher, durch seine praktische Arbeit als Graphologe und Psychodiagnostiker in ganz Deutschland bekannt.

Der Kriegsausbruch von 1914 veränderte nicht nur die Situation von Klages und Schuler, sondern auch diejenige vieler anderer freischaffender Gelehrten und Künstler, die mehr oder weniger sorglos von grosszügiger privater Unterstützung oder von ihrem eigenen Vermögen gelebt hatten. Vielleicht ist es charakteristisch für die gei-

[67] Die Zitate sind Briefen von Klages an C.A. Bernoulli entnommen: bei Schroeder/Tenigl, Das Werk II S. 1074 und 1072.

[68] Schroeder, Das Werk I, S. 439.

stige Szene der Stadt München, dass privates Mäzenatentum hier nicht ganz verschwand, sondern vielfach in eine Form halböffentlicher Unterstützung umgewandelt wurde. Es war die gesellschaftlich rührige und einfallsreiche Elsa Bruckmann, die in Zusammenarbeit mit Klages eine «Kriegshilfsstelle für geistige Berufe» gründete. Die Hilfe wurde in der Art organisiert, dass ein interessiertes und finanzkräftiges Publikum zu Vorträgen eingeladen wurde, deren hohes Eintrittsgeld den Referenten, das heisst den Bittstellern der «Kriegshilfe», vollumfänglich zukam[69]. So hielt auch ein Neffe Elsa Bruckmanns, Norbert von Hellingrath, im Februar 1915 einen Vortrag über «Hölderlin und die Deutschen», der zu diesem Zeitpunkt Begeisterung auslöste. Die Nachricht von seinem Tod vor Verdun, die um die Weihnachtszeit 1916 eintraf, rief in der Münchner Gesellschaft grosse Bestürzung hervor, auch Heinrich Wölfflin und Maria Gundrum waren davon betroffen.

Gedrängt durch seine Freunde, besonders durch Klages, der über das Sprechen in der Öffentlichkeit Erfahrung besass, aber auch durch die eigene Einsicht in die dringende Notwendigkeit der Geldbeschaffung, hielt Schuler im Februar/März 1915 eine Folge von drei Vorträgen «Über die biologischen Voraussetzungen des Imperium Romanum»[70].

Den Untergang der römischen Republik verstand Schuler als einen Vorgang der «Entartung», der schon mit der Einführung des Kybele-Kultes (204 v. Chr.) begonnen habe. In die patriarchale Welt der Republik bricht die Macht der Magna Mater ein und beginnt den «Boden der männlichen römischen Republik zu unterwühlen». Durch die Annäherung der Geschlechter, die in der Folge entsteht (es ist von «Hermaphroditismus» die Rede), wird die Entartung zur «Überart», eine Entwicklung, die in der Gestalt Neros ihren Höhepunkt findet. Durch ein vom Vortragenden nicht näher bestimmtes «Schicksal» auserwählt, ist Nero, der «in seiner Person beide Geschlechter vereinigen werde», gezwungen, durch Brudermord und Muttermord sowohl das ältere «Dioskurenprinzip» als auch das neu eingedrungene «Mutterprinzip» zu vernichten. So wurde Nero, «jener Sendling aus der Gegenwelt der Propheten des Alten Testaments, ... Herr des Reiches»[71].

[69] Schroeder, Das Werk I, S. 627.

[70] Schroeder, Das Werk I, S. 632. Die Themen der drei Vorträge waren: Das römische Gastmahl, Volk und Cäsar, Der Untergang des Imperium Romanum. Unter dem Gesamttitel «Vom Wesen der ewigen Stadt» wurde der Zyklus später auf 7 Vorträge erweitert und in dieser Form gedruckt in: Alfred Schuler, Fragmente und Vorträge aus dem Nachlass, Leipzig 1940.

[71] Schuler, Fragmente und Vorträge, S. 241ff. und S. 255.

Man mag sich zu diesen Auffassungen, die hier nur sehr gedrängt wiedergegeben werden, stellen wie man will, Tatsache ist, dass kein Geringerer als der Dichter Rainer Maria Rilke, der sich am 8. März 1915 unter den Zuhörern des letzten Vortrags befand, von der ihm bisher unbekannten Persönlichkeit Schulers tief beeeindruckt war: «Ein Sonderling, der am römischen Kaiserreich Einsichten in die Weltmysterien gefunden hat, ein Mensch, der schon deshalb wichtig ist, weil das Heillose, das jetzt geschieht, keinen seiner tieferen inneren Zusammenhänge aufhebt – (wer darf das von sich sagen?)». Eine Woche später hat er nochmals das Bedürfnis, die Wirkung der Schuler'schen Rede einer Freundin zu beschreiben: «Stellen Sie sich vor, dass ein Mensch von einer intuitiven Einsicht ins alte kaiserliche Rom her eine Welterklärung zu geben unternahm, welche die Toten als die eigentlich Seienden, das Totenreich als ein einziges unerhörtes Dasein, unsere kleine Lebensfrist aber als eine Art Ausnahme darstellte, dies alles gestützt auf eine unermessliche Belesenheit ... ich habe einige Stunden mit jenem Mann verbracht»[72].

So entstand zwischen Schuler und dem Dichter ein persönlicher Verkehr, an dem auch Rilkes Gattin, die Bildhauerin Clara Rilke, teil hatte. Sie fertigte von Alfred Schuler eine Büste an. Indessen war die Situation auch für Klages kritisch geworden. Er musste mit seiner Einberufung zum Kriegsdienst rechnen und entzog sich dieser Gefahr im August 1915 durch die Übersiedlung in die Schweiz. Seine Freunde, das Ehepaar Johannes und Anna Ninck in Winterthur, konnten ihm ein unauffälliges Quartier verschaffen, in Rüschlikon am Zürichsee, wo er unter einer Deckadresse lebte. Für Schuler, dem Klages bei seinem ersten halböffentlichen Auftreten so hilfreich beigestanden war, kam der Weggang des Freundes einem «Verschwinden» gleich und bedeutete einen schweren Schlag. Seit dem Tod seiner Mutter lebte er allein. Die Trennung wirkte lähmend auf seine Kraft: «Zwischen mich und meine Produktion schiebt sich bisweilen eine undurchdringliche Wand. Was ist es nur? Es ist der Feind». Die zerrissene Bindung mit Klages kann durch Briefe nicht ersetzt werden – eine Natur wie Schuler braucht die lebendige Nähe. Er überlegt, «ob und in welcher Weise sich meine Reise zu Ihnen verwirklichen lässt»[73]. Einer Reise ins Ausland, mit-

[72] Rilke an Lou Andreas-Salomé, München, 9. März 1915, und ders. an Marie Taxis, München, 18. März 1915. Beide Briefe abgedruckt bei: Schroeder, Das Werk I, S. 641.

[73] Schuler an Klages, München, 4. August 1916 und Ende 1915, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Klages-Archiv.

ten im Krieg, standen aber unüberwindliche Hindernisse entgegen, nicht nur der Mangel an Geld, sondern vor allem die Hilflosigkeit und Weltfremdheit des Philosophen.

Dass Maria Gundrum im Dezember 1916 an seiner Stelle in die Schweiz reiste, war ein beinahe abenteuerliches Unternehmen, das sie wagte, um für Schuler den so notwendigen «Zusammenhang» zwischen ihm und Klages wieder herzustellen. Dies konnte nur durch die Nähe einer vertrauten Person geschehen. Den genauen Aufenthaltsort von Klages kannte sie nicht, dieser durfte den deutschen Behörden nicht bekannt werden. Was sie unternahm, um das Ziel ihrer Reise auch vor den Freunden in München geheim zu halten, davon finden sich Spuren in der Korrespondenz zwischen Heinrich Wölfflin und Ricarda Huch, die damals in Bern wohnte.

In seinem Brief vom 20. Dezember 1916 an Ricarda Huch spricht Wölfflin davon, dass er dieses Jahr auf Weihnachtsbaum und Kindergesellschaft verzichten und «allein zu Tisch sitzen» werde. Auf die Adressatin übergehend, fährt er fort: «Ihnen steht der Besuch von Maria Gundrum bevor. Seien Sie gütig gegen sie, alle Welt kehrt ihr den Rücken, und sie lächelt tapfer und bleibt immer die gleiche»[74].

Welches Unglück mag die arme «Gundrum» betroffen haben, dass der kühle Wölfflin sich veranlasst fühlte, seine mächtige Freundin Ricarda Huch zu ihrer Trösterin aufzurufen? Vielleicht hat das uns unbekannte Ereignis, auf das hier angespielt wird, mit ihrer Stellung an der Debschitz-Schule und ihrer Beziehung zu Hans Cornelius zu tun, im Zusammenhang mit der Schweizerreise ist es nebensächlich. – Ricarda Huch scheint über das Ausbleiben des angekündeten Besuchs eine kleine Enttäuschung empfunden zu haben. «Die Gundrum haben wir gestern am heil. Abend vergeblich erwartet», schreibt sie an Wölfflin und wenig später an Wölfflins Schwester Elisabeth: «Wir erwarteten eigentlich die Gundrum, die etwa acht Tage vor Weihnachten ganz beglückt aus München schrieb, sie käme für die Ferien in die Schweiz. Offenbar ist sie nun doch dort geblieben. Den Zusammenhang weiss ich noch nicht»[75].

Bei der einen hat sie sich angesagt und vom andern wurde sie grossmütig zur «Tröstung» empfohlen – durch ihr Nicht-Erscheinen

[74] Wölfflin an Ricara Huch, o.O., 20. Dezember 1916.

[75] Ricara Huch an Heinrich Wölfflin, Bern, 25. Dezember 1916 und an Elisabeth Wölfflin, Bern, 28. Dezember 1916. Diese beiden sowie der in Anm. 74 erwähnte Brief sind abgedruckt bei: Heidy Margrit Müller, Mosaikbild einer Freundschaft, Ricarda Huchs Briefwechsel mit Elisabeth und Heinrich Wölfflin, München 1994, S. 48 und 49. Auch Frau Professor Müller danke ich herzlich für ihre Auskünfte und Anregungen.

hat die «Gundrum» nicht nur beiden ein Schnippchen geschlagen, sondern vor allem die Zensur, vor der sich während des Krieges alle Briefschreiber hüten mussten, vom Ziel ihrer Reise abgelenkt.

Den Besuch Maria Gundrums in Winterthur, wo sie abstieg, um Klages zu «suchen», beschreibt Anna Ninck in ihrem Tagebuch: «Zum schwarzen Kaffee kam eine Malerin aus München, Freundin von Klages, Fräulein Gundrum, eine ganz interessante Person. Sie ist ganz begeistert von unserm Kunsthaus, fuhr um 6 nach Rüschlikon».

Klages selbst berichtet am 27. Dezember über den Besuch Maria Gundrums bei ihm: «Frau Gundrum, die sich wiederholt und mit herzlicher Befriedigung über Winterthur im allgemeinen und das gastliche Haus Ninck im besonderen aussprach, reiste gestern nachmittag. Wir waren viel und zumal auch am Christabend zusammen, und sie kaufte täglich in Zürich derart köstliche Würste, Schinken, Konfekt, Früchte ... dass ich aus den Zungengenüssen gar nicht heraus kam ...»[76].

Natürlich hatte Maria Gundrum die Reise nicht unternommen, um Klages mit «Zungengenüssen» zu verwöhnen. Auf ihre wirkliche Absicht, das heisst das, worüber sie mit ihm sprechen wollte, kommt sie später zurück.

Am 21. Januar 1917 notierte Wölfflin in seinem Tagebuch: «Abends zum Essen Gundrum, die aus der Schweiz zurückkommt»[77]. Und ihr Freund, der Arzt Karl Krayl, der damals in einem Lazarett in Frankreich arbeitete, gab die Nachricht an seinen (und Maria Gundrums) Freund Hans Cornelius weiter: «Heute teilte mir mein Bruder mit, dass die Maria Gundrum ohne erhebliche Schwierigkeiten über Stuttgart nach München zurückgekehrt ist. Sie wollten die Nachricht haben»[78]. Hans Cornelius, von dem Maria Gundrum damals getrennt war, sorgte sich also um ihr Verbleiben.

Auch Wölfflin kommt nochmals auf diese Reise der Gundrum zurück, die in der Münchner Gesellschaft offenbar als kleine Sensation gewirkt hat. Er kündet seiner Schwester Elisabeth den Besuch von Frau Bruckmann an: sie werde demnächst in Winterthur absteigen, denn «der Triumphzug der Gundrum durch die Schweiz beschäftigt sie mächtig»[79]. Die beiden Äusserungen zu Beginn und am Schluss der Reise: «alle Welt kehrt ihr den Rücken» und «der

[76] Schroeder, Das Werk I, S. 690 und 691.

[77] Notizheft 60, fol. 7, 21. Januar 1917. Nachlass H. Wölfflin.

[78] Karl Krayl an Hans Cornelius, Malmédy, Parklazarett, 18. Januar 1917. Nachlass Hans Cornelius.

[79] Wölfflin an Elisabeth, München, 28. Januar 1917, Nachlass H. Wölfflin, III A 715.

Triumphzug» bestätigen, dass Maria Gundrum in einem gesellschaftlichen Verband lebte, in dem Erfolge beziehungsweise Misserfolge fleissig vermerkt wurden. Dass sie eine ganze Woche lang Gast bei Klages gewesen war, das bildete in den Augen einer Elsa Bruckmann einen gesellschaftlichen Erfolg, der einen allfälligen früheren Misserfolg wettmachte. Elsa Bruckmann wurde dadurch herausgefordert, so dass sie ihrerseits im Februar 1917 in Rüschlikon auftauchte und Klages mit ihrem Besuch beglückte.

Ein halbes Jahr später wandte sich Klages an Maria Gundrum mit der Bitte, ihm bei der Finanzierung seines philosophischen Lebenswerkes behilflich zu sein. Der Verlag J.A. Barth in Leipzig, der bereits früher einen Teil davon herausgebracht hatte, verlange für die Fortsetzung eine Anzahl von Subskriptionen. «Da fiel mir nun Ihre Millionärin ein ... die von Ihnen mehrfach als diffuse Wohltäterin genannte Dame ohne Lebensbestimmung»[80]. Maria Gundrum nahm sich die Bitte zu Herzen und bemühte sich, durch ihren Freund Paul Renner den Georg Müller Verlag für das Werk von Klages zu gewinnen. Sie zeigt sich optimistisch: Renner ist von den Schriften Klages' begeistert und verspricht «beste Ausstattung». Auch die «Millionärin» hat zugesagt, es ist die mit Wölfflin befreundete Baronin von Lipperheide, dieselbe, die Wölfflin in den bösen Wintertagen von 1919 «durch die Gundrum» ein Töpfchen Honig zukommen liess[81]. Jetzt, wo es sich darum handelte, Klages zu helfen, schaltete sich, sozusagen als Konkurrentin Maria Gundrums, Elsa Bruckmann wieder ein. Bei einem Zusammentreffen mit ihr anlässlich Schulers erstem Vortrag des zweiten Zyklus, am 3. Dezember 1917, hatte Maria Gundrum ihr von Klages' Bitte gesprochen, und Elsa Bruckmann bedauerte, dass Klages nicht an sie gelangt sei. «Wie gerne hätte ich die Subskriptionssache in die Hand genommen und solche Menschen dafür gefunden, die auch innerlich zu dem Buch Fühlung hätten»[82]. Die Millionärin zog ihre Zusage allerdings teilweise wieder zurück, so dass Klages auf das Angebot von Frau Bruckmann

[80] Klages an Maria Gundrum, Winterthur, 1. August 1917. Deutsches Litaraturarchiv Marbach, Klages-Archiv.

[81] Wölfflin an Ricarda Huch, München, 27. Dezember 1919 (Gantner S. 331, Heidy M. Müller, S. 66). Maria Gundrum an Klages, München, 28. Januar 1918 (Postkarte) und München, 4. März 1918 (Brief). Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar (DLA).

[82] Elsa Bruckmann an Klages, München, 5. Dezember 1917, DLA.

zurückkam. Im November 1918 schloss er mit dem Georg Müller Verlag einen Vertrag ab[83]. Doch konnte das Werk damals nicht erscheinen, es verschwand vorläufig in der Schreibtischlade seines Autors, um erst zehn Jahre später herauszukommen[84].

Am zweiten Zyklus von sechs Vorträgen Schulers, der im Winter 1917/18 in der Wohnung von G.W. Freytag in München stattfand, stellte sich wiederum Rilke als Zuhörer ein. Vor Beginn des Zyklus hatte er an Schuler geschrieben: «Sie wissen, dass ich das, was Sie zu geben haben, für ganz unschätzbar halte»[85]. Er begleitete den Redner durch die fünf Vorträge, denen er beiwohnen konnte mit konstruktiver Kritik und veranlasste ihn schliesslich, eine Einladung nach Dresden anzunehmen, um sie dort zu wiederholen. An diesem Kontakt hatte Maria Gundrum als Vertraute Schulers einen bescheidenen Anteil, wobei es zu einer persönlichen Begegnung mit Rilke kam.

Den ersten Vortrag schilderte Elsa Bruckmann in dem bereits erwähnten Brief an Klages als «herrlich leuchtend und stark und geschlossen und intensiv ... das ist doch wieder einmal Seelennahrung ...»[86]. Andere Zuhörer urteilten kritischer. Besonders die Freunde Schulers erkannten, dass er sein Publikum dieses Mal nicht erreichte und als Redner fremd und einsam blieb. Das mochte an der allzu grossen Zahl der Hörer liegen, aber eben auch daran, dass der «dioskurische» Partner, Klages, fehlte. Der Mangel lag an dem, was Schroeder für das gesamte Werk von Schuler feststellt, nämlich «jene Gestaltungsschwäche, die ihm bei grossartigsten Ansätzen doch nur ein fragmentarisches Werk zu hinterlassen erlaubte»[87]. Klages selbst schreibt an Schuler recht trocken, er habe von seinen Vorträgen gehört, und warnt ihn vor einer gewissen «theosophischen Gruppe», die sich auch mit dem Imperium Romanum befasse und in deren Nachbarschaft er Schuler nicht sehen möchte[88]. Die Kargheit dieser Reaktion des Freundes muss für Schuler entmutigend gewirkt haben.

[83] Klages an Elsa Bruckmann, Winterthur, 21. Dezember 1917, DLA. Dazu: Schroeder, Das Werk I, S. 776: der Georg Müller Verlag habe sich «unter Berufung auf Maria Gundrum ‹unsere gemeinsam Freundin›» an Klages gewandt. Der Abschluss des Vertrags: ibid. S. 780.

[84] Klages an Elsa Bruckmann, Zürich 15. August 1919: seine Arbeit «über Seele und Geist» liege im Schreibtisch. Es handelt sich um: Ludwig Klages, Der Geist als Widersacher der Seele, Band I und II Leipzig 1929, Band III Leipzig 1932.

[85] Rilke an Schuler, Berlin, 30. November 1917 (siehe unten Anm. 94).

[86] Elsa Bruckmann an Klages, München, 5. Dezember 1917, DLA.

[87] Schroeder, Das Werk I, S. 750.

[88] Klages an Schuler, Winterthur, 21. Dezember 1917, DLA.

Nach dem zweiten oder dritten Vortrag, anfangs Januar 1918, war es Maria Gundrum, die dem Freund eindringlich zuredete. Am Tag nach dem Vortrag suchte Rilke Schuler auf, um ihn mit seiner freien Meinungsäusserung zu stärken und zu ermutigen. Über diesen Besuch berichtet Maria Gundrum an Elsa Bruckmann: «Eben war Schuler einen Moment hier ... trotzdem er mit Rilke heute morgen alle Wenn und Aber durchbesprochen, nicht in so pessimistischer Stimmung wie vor und nach dem ersten Vortrag. Ich hab ihm nun alles gesagt, was wir gestern besprochen, auch, dass Sie selbst ganz gern einmal mit ihm Ihre Eindrücke besprechen möchten, falls ihm dies recht sei. «Selbstverständlich». Rilke habe ihm ja auch offen seine Meinung gesagt – und das sei unbedingt nötig, dass das nächste Mal eine Änderung eintrete»[89].

Die hilfreiche Kritik der Freunde und Freundinnnen blieb nicht ohne Wirkung: Die nächsten Vorträge fanden bei wachsenden Zuhörerzahlen statt. Mit ihrer Schilderung des letzten, am 3. März 1918, vermittelt Maria Gundrum gleichzeitig mit einer Andeutung des Inhalts dieser Reden einen Eindruck von der besonderen Ambiance der Veranstaltung, wo, unmittelbar vor dem Zusammenbruch der eigenen staatlichen Gemeinschaft, eine elitäre Gesellschaft sich, vielleicht mit geheimem Gruseln, durch Visionen vom Untergang eines längst vergangenen Machtkomplexes unterhalten liess.

«Gestern hat Schuler mit einem gewaltigen Vortrag geschlossen. Der Kreis von Menschen war so angewachsen, dass die Bibliothek F's ihn kaum mehr zu fassen vermochte (wir hatten zum letzten Vortrag einige Gäste eingeladen) das hat seine Stimmung mächtig gehoben und so hat er noch einmal in *freiem* Vortrag ein wunderbares Bild gegeben von der Atmosphäre in Rom am Ausgang der Republik, erzeugt durch die Einkehr der Magna Mater Zusammenbruch der schroffen Scheidung von M. u W. *Ent*artung Sprungbrett zur *Überart* – Bruch des maskulinen Willens – die alte Ehe schwindet – Freiheit auf hermaphrodisischer Basis. Die grossen Mütter erscheinen. Kampf zwischen Livia und Augustus um die Weltherrschaft. Wunderbar kamen die Gestalten von L. u Au. – Tiberius – Nero heraus. Bis zum Tod Neros – ich glaub, in einstündigem Vortrag – kam alles frei, *sehr klar,* so logisch zusammenhängend, dass selbst die intellektuell gerichteten Hörer zwar ein vollständig neues, aber zwingendes Bild dieser neuen Weltanschauung bekamen. Dann trug er auswendig (wohl wieder eine Stunde lang) die ausgearbeiteten Schlussteile vor, die Sie kennen. Ich freu mich riesig, dass der Schlusseindruck ein überwältigender war. Wie oft – im

[89] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, München, 10. Januar 1918. Der Brief wurde mir freundlicherweise von Herrn a.Min.rat Karl-Heinz Schuler aus dem Familienarchiv Schuler in Mainz zur Verfügung gestellt.

Laufe des Winters, haben wir Sie hergewünscht! – Jetzt soll die Arbeit druckreif werden, hélas! Das wird schwer gehen. Schuler wünscht sich dringend einen Mitarbeiter – Es zeigt sich keiner»[90].

Die Einladung, diese Vorträge in Dresden, im Hause der mit Rilke befreundeten Malerin Hedwig Jaenichen-Woermann zu wiederholen, machte Schuler zunächst keine Freude. Zu der Schwierigkeit, dass alles neu zu formulieren war, weil er frei gesprochen hatte, kam seine Scheu vor dem Reisen, vor allem Unbekannten. Wie kurz zuvor im Januar, war es auch jetzt Rilke, der ihm zusammen mit Maria Gundrum beistand. Sie versprachen sich von dieser Reise für Schuler eine Ermutigung, eine «Art Erneuerung», einen «Aufbruch seines Geistes», wie Rilke sich ausdrückte[91]. Maria Gundrum unterbrach ihren Aufenthalt am Bodensee, «um Schuler noch – falls er mich braucht – zur Verfügung zu stehen»[92]. In München trat sie in Verbindung mit Rilke und vereinbarte mit ihm und Schuler eine Zusammenkunft[93]. Zweimal nahm Rilke sich Zeit, um die Vorträge mit Schuler nicht nur durchzubesprechen, sondern regelrecht zu «proben». Über diese Proben, die, wie es scheint, in der Wohnung Maria Gundrums stattfanden, berichtet er zweimal an Frau Jaenichen[94]. Gestärkt durch diese Hilfe und von Rilke an der Bahn verabschiedet, trat Schuler die Reise nach Dresden an. Dass sie ihm gut

[90] Maria Gundrum an Klages, München, 4. März 1918. Der Brief ist auszugsweise abgedruckt bei Schroeder, Das Werk I, S. 743 f.

[91] Rilke an Hedwig Jaenichen-Woermann, München, 8. und 11. April 1918 (siehe unten, Anm. 94).

[92] Maria Gundrum an Klages, München, 9. April 1918, DLA.

[93] Gustav Willibald Freytag, Rainer Maria Rilkes Briefe an Alfred Schuler, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), S. 425–433. Hier der Text des in Frage kommenden Briefes von Rilke an Schuler: «München, Hotel Continental, am Ostermontag (1918). Verehrter und lieber Herr Schuler, soeben schrieb ich, ihre Karte beantwortend, an Frau Gundrum, dass ich leider morgen, Dienstag Abend, durch eine unaufschiebbare Verabredung verhindert bin, zu ihr zu kommen. Ich gab ihr gleichzeitig auch die andern Abende in dieser Woche an, die ich nicht frei halten kann. Es bleiben zwei übrig: hoffentlich ist Ihnen einer davon recht. Ich erwarte Frau Gundrums Nachrichten und bin mit allen Wünschen für Ihre Arbeit in der aufmerksamsten Bereitschaft. Ihr R.M. Rilke».

[94] Hans Eggert Schroeder, Vier unbekannte Rilke-Briefe, Ein Beitrag zur Schuler-Forschung, Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 23 (1979), S. 84–93. Die vier Briefe Rilkes an Hedwig Jaenichen-Woermann beziehen sich auf seine Begegnung mit Alfred Schuler. So heisst es im Brief vom 8. April 1918: «Wir haben eine Probe gemacht», und am 11. April 1918: «nach der neuen Probe». Demnach hätten zwei «Proben» stattgefunden. Den Hinweis auf die Veröffentlichung dieser Rilke-Briefe im Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft verdanke ich Frau Marita Keilson, Universität Amsterdam.

bekam, berichtete er sogleich an Maria Gundrum, die diese Nachricht an Klages weitergab: «Schuler ist also in Dresden und schrieb zunächst beglückt über die Reisen. Unsere Conversation auf der Strasse am See Weihnachten 16 hat allerhand erfreuliche Erfolge gezeitigt. Il ne fallait qu'une chiquenaude»[95]. So erfahren wir im Nachhinein, was sie bei ihrer überraschenden Schweizerreise Ende 1916 bezweckt hatte: Zuspruch an Klages, mitten im Krieg die Hoffnung nicht aufzugeben und auch Schuler zu ermutigen. Was sie als «chiquenaude» bezeichnete, galt aber doch hauptsächlich Klages: Ende 1918 erinnert sie ihn ein zweites Mal an ihren Besuch in Rüschlikon: «Vor zwei Jahren – um diese Zeit – hab ich Sie aus Ihrer Versunkenheit wachgerufen. – Dieses Jahr hätt ich's gar zu gerne wieder getan, aber die Valuta verbietet's»[96]. Während Schuler nun in Dresden mit seinen Vorträgen neue Freunde gewinnt und bei Frau Jaenichen heimisch wird, harrt Maria Gundrum weiterhin in München aus. «Die Situation ist bei uns jetzt – wenn auch gefährlich – so doch interessanter. Möglichkeitsreicher als bei Ihnen drüben», schreibt sie an Klages, der in der sicheren Schweiz weilt. «So tröste ich mich und halte durch». Anlass dieses Schreibens ist eine Auskunft, um die Klages sie gebeten hatte über die finanzielle Lage des Georg Müller Verlags, mit dem er in Unterhandlungen stand. Sie kann ihm mitteilen, was sie von Paul Renner weiss: die Verlagsleitung sei zuversichtlich und hoffe, die schwere Zeit überstehen zu können. (Eine Ansicht, die sich später als allzu optimistisch erweisen sollte).

In diesem selben Brief schildert sie zwei Szenen, welche die Stimmung charakterisieren, in der sie das Kriegsende in München erlebte: «Heut sah ich zum ersten Mal einen Truppenteil heimkommen, Artillerie, durch unsere Leopoldstrasse, Ross und Reiter kräftig, fröhlich, blumengeschmückt – mit Jubel empfangen. – So sieht kein geschlagenes Heer aus. Dies sagt man sich immer wieder mit bitterm Schmerz». Sie empfindet als Deutsche und bringt gegenüber dem Kriegsgeschehen denselben naiven Optimismus zum Ausdruck wie zu Beginn des Krieges, als sie Dr. Krayl, der damals bereits in einem Lazarett arbeitete, mit dem Wunsch bedrängte, sie wolle – zusammen mit andern – «ins Feld»[97].

Auf das Stimmungsbild aus der Leopoldstrasse lässt sie sodann ein nicht minder typisches aus einer privaten Sphäre folgen: «Bei Frau

[95] Maria Gundrum an Klages, München, 26. April 1918, DLA.

[96] Maria Gundrum an Klages, München, (Ende 1918), DLA, ibid. auch die folgenden Zitate.

[97] Karl Krayl an Hans Cornelius, Feldpostkarte aus dem Kriegslazarett, 7. Oktober 1914.

Br. traf ich W. und es war mir höchst interessant ihn (im Namen der vielen hinter ihm Stehenden) enthusiastisch die neue Zeit feiern zu hören. Die neue Welt ist da». Von Schuler, der den Sommer in Dresden und Umgebung verbracht hatte, meldet sie, er könne sich nicht entschliessen, «wieder die Stimme zu erheben, trotz meines Drängens. Gegenwärtig spielt er jeden Tag ein Weihnachtsspiel ...»[98]

Im Gegensatz zum Universitätsprofessor, der sich von einer zahlreichen Gesellschaft (den «hinter ihm Stehenden») applaudieren lässt, kümmert sich der Philosoph nicht um das Weltgeschehen und bescheidet sich mit einer kleinen Rolle im Dienst der Kinder und der Wohltätigkeit. Dass diese beiden Männer, Wölfflin und Schuler, mit denen Maria Gundrum, allerdings auf verschiedene Weise, verbunden war, sich nicht verstehen konnten, wurde deutlich an der Sylvesterfeier von 1919, die Wölfflin bei sich zu Hause veranstaltete. Er tat es, wie er an Ricarda Huch berichtete, auf Bitten «der Gundrum», die eine solche Feier wünschte «mit lauter dicken Leuten, damit in ‹animalisch-brüllender Atmosphäre› der Zusammenhang mit der mütterlichen Erde gefühlt werde». Den Bachofen und dem mutterrechtlichen Denken zugewandten Freunden Maria Gundrums konnte Wölfflin mit seinem strengen wissenschaftlichen Gewissen nicht anders als sehr skeptisch begegnen. Über den Verlauf des Abends berichtete er tags darauf an seine Schwester etwas sachlicher, aber doch mit sichtlichem Kopfschütteln: «Zum Sylvester haben sich Bruckmanns angesagt. Ausserdem hatte ich zum Nachtessen das Ehepaar Caspar-Filser (Maler), die Gundrum und einen eigentümlichen Philosophen und Asketen, Schuler, der aber nicht recht zum Auftauen gelangte, trotz des vortrefflichen Punsches, den Rosa gebraut hat»[99].

Zur gleichen Zeit, um 1918, bei Kriegsende, fand Klages den Kontakt mit dem Basler Schriftsteller C.A. Bernoulli (1868–1937, Vater von Eva Bernoulli), mit dessen Familie Maria Gundrum durch ihre Freundin Martha Wittwer bekannt war[100]. C.A. Bernoulli war

[98] Schuler hatte schon 1915 an einem Krippenspiel zu Gunsten der «Kriegshilfe» mitgemacht und den König dargestellt: Schuler an Klages, Ende 1915, DLA.

[99] Wölfflin an Ricarda Huch, München, 27. Dezember 1919 (gleicher Brief wie in Anm. 81), und ders. an Elisabeth, München, 1. Januar 1920, Nachlass H. Wölfflin, III A 752.

[100] Zwei junge Basler, Emanuel Laroche jun. (1898–1920) und Christoph Bernoulli (1897–1981), hatten 1918 bei Klages in Rüschlikon ein philosophisches Seminar besucht. Klages wurde anschliessend von Emanuels Vater, dem Architekten Emanuel Laroche (1863–1922), eingeladen, und durch Christoph Bernoulli lernte er dessen Onkel, den Schriftsteller C.A. Bernoulli kennen. Schroeder, Das Werk I, S. 804ff.

von Klages fasziniert und versuchte ihn in Basel bekannt zu machen, indem er ihn mit Nietzsche und Bachofen in Verbindung brachte. Mit einem langen Zitat von Klages wies er in einem Zeitungsartikel, der eigentlich Friedrich Nietzsche gewidmet war, auf die Nähe der Klages'schen Gedanken zu dem hin, was er die «mystischen Bestandteile des Nietzsche'schen Systems» nannte: das Auseinanderfallen von Geist und Seele, bei Nietzsche etwa in der Formulierung, der Geist sei «eine Krankheitsform der Seele», bei Klages in dem Stichwort (und Titel seines Hauptwerkes) vom «Geist als Widersacher der Seele». Es sei verwunderlich, dass sich Nietzsche in Konsequenz dieser «mystischen» Seite seines Denkens nicht Bachofen zugewendet habe, und dass sich in seinem Werk nichts von der persönlichen Nähe, in der er mit dem Mutterrechtsforscher gelebt habe, finden lasse[101].

Im Frühjahr 1919 hielt Klages in Basel einen Vortrag über Nietzsche und erteilte anschliessend während einiger Wochen Kurse in Handschriftendeutung und Charakterkunde. In seiner Berichterstattung über diese Veranstaltungen wies C.A. Bernoulli erneut auf den Zusammenhang Bachofen/Klages hin: Basel würde es ihm danken, wenn er, Klages, hier einmal über die «psychologischen Perspektiven» von Bachofen sprechen würde, der leider in seiner eigenen Stadt ein Unbekannter sei. «Doch haben in München Dr. Klages und mit ihm Alfred Schuler (aus einer ehemaligen Glarner Familie) seit 20 Jahren sich bemüht, Bachofens mystische Einblicke in den Seelenzustand der pelasgischen Vorzeit und damit die Voraussetzungen einer durch die Kultur verdrängten Urpsyche – wie sie Bachofen in der prächtigen Einleitung zum Mutterrecht entwickelte, – zu systematisieren und auf ihre prinzipielle Bedeutung zurückzuführen»[102].

In einer Rezension zu Ludwig Klages: Mensch und Erde, (erschienen 1920; wo unter anderm von den «Verwüstungsorgien im Tier- und Pflanzenreich» die Rede ist, die in unserer Zivilisation als «Früchte des Fortschritts» gelten), fasst C.A. Bernoulli sein Urteil über Klages so zusammen, dass er erklärt, «ein konsequenter unversöhnlicher Dualismus» (von Geist und Seele), wie Klages ihn vertrete, ermögliche «eine reichere Lebensinterpretation ... als jener zeitgemässe monistische Logismus, an dem wir denken gelernt haben»[103].

[101] Nationalzeitung Basel vom 31. Januar 1919: «Friedrich Nietzsches Berufung nach Basel».

[102] Nationalzeitung Basel, 16. Juni 1919.

[103] Basler Nachrichten, 5. September 1920 (Sonntagsblatt).

Das «Erlebnis Bachofen», das vor zwei Jahrzehnten Klages so erschüttert hatte, ohne dass es «öffentlich» geworden wäre, trat jetzt erst voll ins Licht: In seinem kleinen Band «Vom kosmogonischen Eros», in den er einen Text von Alfred Schuler aufgenommen hatte, sagt Klages von Bachofen, er habe «das Bild der ursprünglichen Seele von der Tünche der Jahrtausende» befreit. Er selbst sehe seine Lebensaufgabe darin, «zum Tiefsinn und zur Wahrheit dieses Bildes den erkenntnistheoretischen Schlüssel zu bieten». Hilfreich sei ihm dabei die «Mysterienforschung Alfred Schulers», die «teils den Chthonismus Bachofens bestätigend, teils in noch weit tiefere Schichten hinunter stossend» sich «auf dem Boden des symbolischen Denkens selbst» bewege[104].

Klages beansprucht für sich eine Stellung, bei der er als Schriftsteller ebenbürtig neben Bachofen steht: Dieser habe durch seine Symboldeutung entdeckt und bewiesen, «dass der unterste Grund, auf dem alle Religionen ruhen, der Ahnendienst sei. K. (Klages meint sich selbst) entdeckte und bewies, warum das so sei aus der Struktur der Seele»[105]. Mit diesen und andern weit ausholenden Erklärungen stellte sich Klages an die Seite von C.A. Bernoulli und bestärkte ihn in seinem Vorhaben, den, wie er glaubte, unbekannten Bachofen bekannt zu machen.

Das Bachofenbild in den Büchern, die C.A. Bernoulli in kurzen Abständen erscheinen liess, ist das eines Jüngers der Romantik: «Bachofen erforscht, was die Romantik erahnt». In «Bachofen und das Natursymbol» betont Bernoulli seine Abhängigkeit von Klages noch recht deutlich: Ludwig Klages sei es gewesen, der ihm «das tiefere Verständnis für das Erbe der Romantik, das in Bachofens Mythenforschung vorliegt», eröffnet habe, heisst es dort, während die zweite Publikation, eine Neuauflage der 1859 erstmals erschienenen «Gräbersymbolik» Bachofens, eine editorische Leistung darstellt. In einer dritten Veröffentlichung, «Urreligion und antike Symbole» schliesslich legte Bernoulli eine Auwahl aus den Werken des Mutterrechtsforschers vor, mit der er ein grösseres Publikum für Bachofen gewinnen wollte[106].

[104] Ludwig Klages, Vom kosmogonischen Eros, München 1922, S. 182.

[105] Zitiert bei Schroeder/Tenigl, Das Werk II, S. 1075.

[106] Carl Albrecht Bernoulli, Johann Jakob Bachofen und das Natursymbol, ein Würdigungsversuch, Ludwig Klages zugeeignet, Basel 1924. Ders.: J.J. Bachofen, Versuch über die Gräbersymbolik der Alten, 2. Auflage, mit einer Würdigung von Ludwig Klages, Basel 1925, und ders.: Urreligion und antike Symbole, Auswahl aus Bachofen, Leipzig 1926.

Im Zusammenhang dieser von Klages/Bernoulli angeregten Wiederbelebung Bachofens erschienen drei Dissertationen: Von Martin Ninck, dem Sohn von Klages' Gastgeber in Winterthur, von Christoph Bernoulli, der unter dem Einfluss von Klages sein Jus-Studium aufgegeben hatte, und von Georg Schmidt[107].

Georg Schmidt, wie Christoph Bernoulli ein Schüler des Philosophen Karl Joël, kann bereits kontroverse Interpretationen von Bachofens Werk aufgreifen. Sein Anliegen ist es, zu zeigen, dass das «Mutterrecht» in der Gesamtheit seiner Einzelresultate, deren verwirrende Fülle von der Kritik oft getadelt wurde, in ein strenges geschichtsphilosophisches System gegliedert ist. Wenn philologische Kritik Bachofens Methode und seine Resultate meist ablehnt, so geht sie an der Hauptsache vorbei: «Bachofen rührt an die Frage von der Sinngebung des Lebens und der Geschichte ... Hier schweigt die Wissenschaft, redet die Philosophie. – Da horcht der Laie auf ...»[108]

Diese Worte enthalten einen Fingerzeig für die Richtung, in welcher der Platz zu suchen ist, den Maria Gundrum in der «Bachofen-Renaissance» der 1920er Jahre einnahm. Es ist der Platz des Laien, der «aufhorcht», weil die Frage nach der Sinngebung für ihn lebenswichtig ist. Bei der Vertrautheit ihres Verkehrs mit Klages, Schuler und auch Bernoulli konnte es nicht anders sein, als dass der Komplex «Bachofen» für sie eine lebendige Wirklichkeit war, die ihr eigenes Leben als selbständige Frau berührte. Als junge Lehrerin war sie am stur rationalen Argumentieren der Schulbehörden angestossen, die ihr als Frau die gleichen geistigen Fähigkeiten wie die ihrer männlichen Kollegen aberkannten, und beim Studium der Kunstgeschichte scheiterte sie am strengen Akademismus ihrer zum Teil persönlich wohlwollenden Lehrer, die ihr aber den Abschluss und die Erwerbung des Titels verweigerten.

Die wissenschaftlichen Methoden von Klages und Schuler waren anderer Art, bei ihnen wurde sie als menschliche Partnerin und Helferin akzeptiert und hatte teil an ihrem Denken. Dass der Inhalt ihres Forschens ein Suchen nach verschütteten Ursprüngen war, entsprach ihrem eigenen Denken und stärkte sie in ihrem Selbstbewusstsein als Frau. Zu dieser allgemeinen Disposition ihrer Persönlichkeit kommen einige äussere Umstände: Ihre Herkunft aus Basel

[107] Martin Ninck, Die Bedeutung des Wassers in Kult und Leben der Alten, eine symbolgeschichtliche Untersuchung, München 1921. Philologus, Zeitschrift für das klassische Altertum und sein Nachleben, herausgegeben von Albert Rehm, Supplementband XIV, Heft 2. Christoph Bernoulli, Die Psychologie von C.G. Carus und deren geistesgeschichtliche Bedeutung, Jena 1925. Georg Schmidt, Johann Jakob Bachofens Geschichtsphilosophie, München 1929 (Diss. phil. Basel).

[108] Schmidt, S. 18.

und ihre vielfachen Beziehungen zu den genannten Personen rückten sie in den Augen ihrer Münchner Freunde in die Nähe Bachofens. Wenn C.A. Bernoulli bemerkt, was er über das Leben und Werk Alfred Schulers zu sagen habe, verdanke er «vier oder fünf näheren Bekannten», so dürfen wir Maria Gundrum zu diesen Gewährsleuten rechnen[109]. Und bei ihrer Versicherung, sie freue sich, Klages zu melden, «dass meine dortigen (gemeint sind: baslerischen) Freunde Sie nun alle kennen und schätzen», ist anzunehmen, dass sie dabei an die Familie Bernoulli denkt[110].

Nach der Übersiedlung von Klages in die Schweiz bildete sie die Brücke zwischen ihm und Schuler. Nach ihrem Besuch an Weihnachten 1916 hatte sie an Klages über «nächtliche Gespräche» berichtet, die sie mit Schuler geführt und die sie zum Verständnis dessen gebracht hatten, dass Klages und Schuler bei aller Verschiedenheit ihrer Charaktere «sich dennoch in gewissen Grundeinsichten der Weltanschauung finden mussten»[111].

Auch Schuler fand in diesen Jahren eine Beziehung zu Basel durch die Freundschaft mit dem jungen Christoph Bernoulli, dem Verfasser der Dissertation über Carus. Nach dem Tod seines Freundes Emanuel Laroche und nach dem Abschluss seines Studiums hatte er Basel verlassen und war nach Berlin übersiedelt. In seiner verbindlichen Art erwähnte Schuler gelegentlich, er habe «durch Frau Gundrum» Bernoullis «sympathische Landsleute», die Familie Wittwer-Gelpke, die in der Nähe von München eine Villa besassen, kennen gelernt[112].

Im März/April 1922 hielt Schuler einen dritten Zyklus von Vorträgen «Vom Wesen der ewigen Stadt», und dieses Mal dachte er ernstlich an eine Veröffentlichung. Die Ausarbeitung dieser Vorträge bezeichnet er seinem jungen Freund gegenüber als sein Lebenswerk, denn «ich scheide dann wenigstens nicht spurlos aus einer Welt, die voll von mir geraubten Gedanken und Seelenfetzen ist»[113]. Sein Misstrauen: «Andere kennen nun meine geäusserten Gedanken besser denn ich», richtet sich gegen Klages, dem er es verübelt, dass er in seinem eben erschienen Buch «Vom kosmogonischen Eros» auf die Forschungen Bachofens hingewiesen hatte, allerdings nicht ohne auch Schuler ausführlich zu erwähnen.

[109] Bachofen und das Natursymbol, Anm. 366.

[110] Maria Gundrum an Klages, München, 20. März 1920, DLA.

[111] Klages an Maria Gundrum, Winterthur, 1. August 1917. In seiner weitschweifigen Art fasst Klages zusammen, was Maria Gundrum (in einem nicht erhaltenen Brief) ihm zuvor selbst berichtet hatte.

[112] Alfred Schuler an Christoph Bernoulli, München, 8. November 1921, DLA.

[113] Schuler an Christoph Bernoulli, München, 27. April 1922, DLA.

Den Sommer 1922 verbringt Schuler nochmals bei seinen Freunden im Norden: bei Clara Rilke in Fischerhude und beim Verleger Kurt Saucke in Hamburg[114]. Von Schloss Böckel aus, wo er die Gastfreundschaft von Bertha König geniesst, sendet er Ansichtskarten nach Winterthur an Hermann Müller-Gueux, der ihn zu sich in die Schweiz eingeladen hat. Doch im Dezember war er schon so krank, dass an einen Besuch in der Schweiz nicht mehr zu denken war[115]. In seinem letzten Brief an Christoph Bernoulli zeigt er sich zunächst erschüttert über den Tod des Vaters von Christoph[115a]. Dann spricht er von seiner eigenen Krankheit und seiner Notlage. Er tröstet sich selbst damit, dass ein grösserer Geldbetrag «in Aussicht» stehe und er zudem die Einladung von Müller-Gueux erwarte: «Kommt sie (gemeint ist diese Einladung), beginne ich mit Reisevorbereitungen. Aber was mitnehmen? Was lassen? Was kann man mitnehmen? O, kommen Sie doch ... noch diesen Monat nach München, damit Sie mich beraten können»[116]. Zwei Monate später, am 8. April 1923, starb Schuler an den Folgen einer Operation.

In einem ausführlichen Brief an Rilke beschreibt Hedwig Jaenichen, wie sie auf den Rat von Christoph Bernoulli von Berlin sofort nach München gefahren sei, um Schuler im Spital nochmals zu sehen. Sie hat von seinem römischen Sterbekleid gehört, es aber nicht selbst zu Gesicht bekommen.

«Montag morgen kam das Telegramm, dass Schuler gestorben ist, leider so spät,dass ich zur Beisetzung München nicht mehr erreichen konnte ... Was ich verliere, können wenige ermessen, und ich muss Ihnen sagen, wie oft ich Ihnen gedankt habe ... dass Sie mich zu diesem wunderbaren Menschen geführt haben. Er ist in den letzten 5 Jahren in jedem Sommer wochenlang bei uns gewesen und diese Wochen verklärten mir das ganze Jahr. Besonders die beiden letzten Jahre in Wustrow fühlte er sich leicht und glücklich wie selten im Leben ... so gab er aus der Fülle seines geheimnisvollen Seins und überschüttete uns mit dem Reichtum seines Wissens ...»[117]

[114] Schuler an Christoph Bernoulli, Bredenau (bei Bremen), 2. September 1922, (Ansichtskarte) DLA.

[115] Schuler an Hermann Müller-Gueux von Winterthur (der bei Klages Unterricht in Philosophie und Graphologie genommen hatte), Schloss Böckel, 4. September 1922 und München, 1. Dezember 1922, DLA.

[115a] Carl Christoph Bernoulli (1861–1923) war Direktor der Basler Universitätsbibliothek.

[116] Schuler an Christoph Bernoulli, München, 7. Februar 1923, DLA.

[117] Hedwig Jaenichen-Woermann an R.M. Rilke, Wustrow, 14. April 1923, Schweizerisches Literaturarchiv, Bern, Rilke-Archiv. Rilke weilte zu diesem Zeitpunkt in der Schweiz, auf Schloss Muzot bei Sierre. Es scheint, dass seine Gattin,

Weder in diesem Bericht über Schulers Tod noch in demjenigen der Klages-Biographen Schroeder/Tenigl wird Maria Gundrum erwähnt. Dass sie Schuler bis zuletzt beigestanden ist und über den Tod hinaus mit ihm verbunden blieb, ist durch den schwedischen Dichter Bertil Malmberg bezeugt, der seit 1917 in München lebte und mit Hans Cornelius befreundet war. Er kennt Maria Gundrum, «eine schweizerische Kunsthistorikerin», als vertraute Freundin Schulers, der dieser auf seinem letzten Krankenbett, an dem Dinge geschahen, «die auch einen Skeptiker nachdenklich machten», «mystische Worte zugeflüstert» und den Auftrag gegeben habe, sein Begräbnis zu regeln. Sie war es, die aus seiner Wohnung das bereitgelegte Sterbekleid, eine violette Toga, die derjenigen eines vornehmen Römers der Kaiserzeit nachgebildet war, ins Spital brachte und in «minutiösem Ritual» jede Falte dieser Toga zurecht legte. So wurde Schuler neben seiner Mutter beigesetzt.

Die skurrile Seite von Schulers Wesen kommt zum Ausdruck in der Geschichte von seiner Katze, die vor ihm gestorben war und die er in einer Zinkkiste in seiner Wohnung bewahrte. Maria Gundrum hatte ihm versprechen müssen, dafür besorgt zu sein, dass die Katze neben ihm selbst beigesetzt würde. Nach Malmbergs Bericht sei das aber von der Kirche («bei dem lieblosen Blick der katholischen Kirche auf die Seele der Tiere und der Blindheit für ihre Göttlichkeit») nicht erlaubt worden. Gundrum habe die Kiste zu sich genommen und sie in Gesellschaft von ihm, Malmberg, im Garten der Villa ihrer Freunde (gemeint ist die Familie Wittwer-Gelpke) vergraben. Als sie von diesem mit schlechtem Gewissen vollzogenen Begräbnis zurückkehrten, trafen sie Ricarda Huch und den Baron Schrenk-Notzing, die von einer parapsychologischen Sitzung kamen und erzählten, auf der Séance sei Schuler erschienen, der sich unruhig und bewegt gezeigt habe – was ihn wohl so sehr beunruhigt hätte? Maria Gundrum und Malmberg gaben keine Antwort und wechselten nur einen Blick miteinander[118].

Clara Rilke, Schuler kurz vor seinem Tod besucht hat. Rilke dankt ihr dafür, dass sie ihm Schulers «versöhntes und verständiges Fortgehen» geschildert und ihm das Lächeln überliefert hat, das er, Schuler, zeigte, als von Rilke die Rede war. «In den Sonetten an Orpheus steht vieles, was auch Schuler zugegeben haben würde, ja wer weiss, ob nicht manches davon so offen und geheim zugleich auszusagen, mir aus der Berührung mit ihm herüberstammt». R.M. Rilke an Clara Rilke, Muzot, 23. April 1923. Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), S. 432 und 433.

[118] Bertil Malmberg, Ett Stycke Väg, Memoarer, Stockholm 1950, S. 182–187. Auf die Memoiren von Bertil Malmberg (1899–1958) machte mich Frau Katarina Fischli-Kjellström (Basel) aufmerksam, der ich herzlich dafür danke. Für die Übersetzung des schwedischen Textes schulde ich Frau Professor Heidy M. Müller (Gent) grossen Dank.

Wie sehr Maria Gundrum mit Schuler vertraut war, kommt nach seinem Tod voll ans Licht. Es wurde schon erwähnt, dass Schuler Klages' Buch «Vom kosmogonischen Eros» als einen Raub seiner eigenen Gedanken betrachtete und dies bei verschiedenen Freunden, bei Hedwig Jaenichen und bei Bernoullis, in gehässigen Anklagen gegen Klages zum Ausdruck brachte. Maria Gundrum wirbt um Verständnis für dieses Verhalten, das sie als krankhaft erkennt: «Er war wie ein an Händen und Füssen Gebundener und musste sich Luft machen. Was hab ich alles gehört – mit dem Gefühl, dass es ihm wohltat, ausladen zu dürfen»[119].

Maria Gundrum steht im Schnittpunkt der Gedanken und der menschlichen Beziehungen zwischen Schuler und Klages, sie hat nahen Kontakt zu Menschen, die von der Persönlichkeit Schulers beeindruckt sind und seine Bedeutung erkannt haben: Hedwig Jaenichen und Rilke, Klages und Elsa Bruckmann. Sie fängt aber auch die Stösse auf, die beim Zusammenprall zwischen Schuler und seinem nicht immer verständnisvollen Publikum entstanden, und sie hat eine direkte Beziehung zur literarischen und editorischen Tätigkeit von Klages und C.A. Bernolli im Zusammenhang mit der «Neuentdeckung» Bachofens in München und in Basel. Als Frau, die weder Mutter noch Geliebte ist, verkörpert sie die Kontinuität zwischen dem Münchner Bachofen-Kreis der jungen Männer von 1902 und der ausgereiften Lehre von Klages, die eine neue Generation begeisterte und sich in den Editionen und Untersuchungen der Bachofen-Renaissance der 1920er Jahre niederschlug.

IV. Hödingen und München (1920–1941)

Die Übersiedlung aus einer Stadt, wo Lebensmittelknappheit herrschte, in eine ländliche Umgebung war nach Kriegsende nichts Ungewöhnliches. Das nördliche Ufer des Bodensees, eine ihrer besonderen Lichtverhältnisse wegen von Malern bevorzugte Künstlerlandschaft, war Maria Gundrum von früheren Aufenthalten schon längst lieb und vertraut. Im März 1920 hatte sie kurz in Basel geweilt und wieder ausstellen können. Mit einigem Stolz berichtet sie an Klages, sie habe in Hödingen «mit dem Erlös von drei für ein Spottgeld in Basel verkauften Bildern ein kleines Häusel gekauft»[119a].

[119] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, München, o.D. (1923, nach Schulers Tod). Der Brief wurde mir aus dem Klages Archiv, Deutsches Literaturarchiv Marbach zur Verfügung gestellt.

[119a] Maria Gundrum an Klages, München, 20. März 1920, DLA.

Nachdem sie den Sommer in Hödingen verbracht, schreibt sie an Elsa Bruckmann, sie kehre jetzt mit den Vorräten aus ihrem Garten nach München zurück: «Mein Häusel ist vom verlottertsten zum – wie mir scheint – stilvollsten von Hödingen geworden»[120]. Es war ihr Plan, aus diesem Haus «eine dauernde Einnahmequelle» zu machen, Wohnungen und Ateliers einzurichten und zu vermieten. «Deinem Beispiel folgend, hab ich meinen eigenen Architekten gemacht», schreibt sie an Cornelius, der sich vor zehn Jahren in Oberursel ein Haus gebaut hatte, und schildert die Kämpfe, die gegen obrigkeitliche Vorschriften, mit Baufirmen, Handwerkern und um die Finanzierung zu bestehen waren[120a].

Das Haus war mitten im Dorf neben der Kirche gelegen, und die in ein weites wallendes Gewand gehüllte Gestalt der Malerin wurde nun für die Bewohner des Dorfes und besonders für die Kinder, die ihr zuweilen für ihre in Arbeit stehenden Bilder Blumen brachten, zur vertrauten Erscheinung. Von den Freunden Paul Renner und Karl Krayl unterstützt – dieser sei durch seine Mithilfe «ein rechter Hödinger geworden» – griff auch sie selbst bei den Renovierungsarbeiten des alten Bauernhauses kräftig zu. Ihre Begeisterung für die Schönheit der Landschaft überwog bei weitem die Bedenken über den prekären Zustand des Hauses und die Sorgen um die Finanzierung des Ganzen. Es war dies, ähnlich wie früher in Basel an der Augustinergasse, eine Atmosphäre, die die künstlerische Produktivität anregte.

Über dieses ihr eigenes künstlerisches Schaffen in Hödingen ist nichts bekannt als die Titel zweier Bilder aus ihrem Nachlass, «Ufer am Bodensee» und «Bodenseelandschaft». Unter den zahlreichen Künstlern, die 1900–1940 die Ufer des Bodensees zu einer eigentlichen Künstlerlandschaft werden liessen, ist ihr Name nicht zu finden und alle Nachforschungen nach Bildern von Maria Gundrum blieben bisher ergebnislos[121]. Hingegen ist aus diesen ersten Hödinger Jahren ein lebhafter gesellschaftlicher Verkehr bezeugt.

[120] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, o.O., 2. Oktober 1920. Bayerische Staatsbibliothek München, Bruckmanniana, I, Gundrum.

[120a] Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., o.D. (Sommer 1922), wie auch die folgenden Zitate. Bayerische Staatsbibliothek München, Nachlass Hans Cornelius.

[121] Für ihre freundlichen Auskünfte danke ich Herrn Bruno Vogler, Ortsvorsteher von Hödingen, sowie Herrn Kurt Drexler, Herrn und Frau Grünvogel, Frau Paula Glatt, alle in Hödingen. Nützlich war mir auch die schöne Publikation: Hödingen, Ansichten eines kleinen Linzgaudorfes, herausgegeben und zusammengestellt von Irmgard Dechow, Thomas Hepperle, Annemarie Marocco-König, Hödingen 1993. Ferner: Kunst um den Bodensee 1900–1940, 30. Singener Kunstausstellung Juni/Juli 1977, Schaffhausen September/Oktober 1977. Katalog.

Mit Besuchen aus Berlin, «ein sehr anregender Künstler Robert Richter», einem Schriftsteller von Delius und einem «Ehepaar aus Basel» war schon ein «recht verheissungsvoller Anfang gemacht ... von dem Leben, das ich in meinem Häusel gern erblühen sehen möchte». Der Plan, das Dorf Hödingen, wo ausser Renner auch der Architekt Fritz Spannagel ein Haus besass, zu einer Begegnungsstätte für Kunstschaffende werden zu lassen, schien im Sommer 1923 nahezu verwirklicht: Dem gemeinsamen Freund Hans Cornelius schildert Karl Krayl, wie er seine Ferientage zubrachte: «Am Bodensee war es fast wie im Süden. Wir lagen den ganzen Tag am und im Wasser. Auch gesegelt sind wir. Die Hödinger Künstler Renner, Spannagel, waren vollständig da und recht unterhaltsam. Caspar Filsers als Gäste bei Gundrum»[122]. Man ist fast versucht, das Bild des Malers Karl Caspar «Adam und Eva», das zu einer Serie von sieben Paradiesbildern gehört und die Szenerie des Bodenseeufers darstellt, in Verbindung zu bringen mit den idyllischen Sommertagen, die Krayl in seinem Brief schildert[123].

Zu den Besuchern von Hödingen gehörten auch die Familie von Hans Cornelius und einige seiner Freunde: das Ehepaar Bertil und Gabie Malmberg sowie Gabies Schwester, die Tanzpädagogin Irene Reichert («Mimi», 1867–1943). Mit ihr, einer langjährigen Freundin von Cornelius, stand auch Maria Gundrum in freundschaftlicher Verbundenheit. Nach dem frühen Tod von Cornelius' zweiter Gattin, der jungen schwedischen Tänzerin, sprachen sich die beiden Frauen ihn vertraulicher Weise über die Möglichkeit einer dritten Verheiratung ihres gemeinsamen Freundes aus.

Nachdem der schwedische Dichter mehrmals seine Ferien in Hödingen verbracht hatte, nahm aber im Jahr 1926 das «Sommeridyll mit Malmbergs», wie Krayl sich ausdrückte, ein jähes Ende

[122] Karl Krayl an Hans Cornelius, Stuttgart 23. August 1923, Nachlass Hans Cornelius. Der Maler Karl Caspar lebte 1879–1956. Seine Gattin Maria Caspar-Filser war ebenfalls eine anerkannte, erfolgreiche Malerin. Fritz Spannagel (1891–1957) war Professor an der Kunstgewerbeschule Karlsruhe und später Direktor der Tischler-Fachschule und der Bauschule für Raumgestaltung in Berlin. 1933 zog er sich ganz nach Hödingen zurück. Seine zahlreichen Schriften über handwerkliche Möbelkunst werden auch heute noch benutzt.

[123] «München leuchtete», Karl Caspar und die Erneuerung der christlichen Kunst in München um 1900, herausgegeben von Peter-Klaus Schuster, München 1984, S. 375, Bild Nr. 139 «Adam und Eva», 1923, Öl auf Leinwand, Süddeutschland, Privatbesitz. Der Kommentar zu diesem Bild lautet: «In den Sommerferien verbrachten die Caspars häufiger die Ferien dort (sic, gemeint ist Hödingen) in der Nähe des Schriftkünstlers Paul Renner». Die dargestellte Szene wird als «überaus menschlich» charakterisiert.

durch den Ausbruch der chronischen Krankheit Bertils, die ihn zur Rückkehr in seine Heimat zwang[124].

Im Winter wurde das gesellige Leben in München fortgesetzt. Als Wölfflin am Ende des Wintersemesters 1924 München verliess und in die Schweiz übersiedelte, war ihm daran gelegen, den Kreis seiner Schüler und Freunde, die er zu einem grossen Abschiedsfest eingeladen hatte, in München zu erhalten. Es lag nahe, an eine Verlegung dieses Zirkels ins Haus des mit ihm befreundeten Ehepaars Bruckmann zu denken. Das wurde ihm aber abgeschlagen, und Maria Gundrum erklärte sich bereit, ihm diesen Dienst zu erweisen. «(Am selben Abend) eröffnete die Gundrum ihre ‹offenen Abende›, für drei Monate, jeden 1. und 3. Samstag des Monats. Was Bruckmanns nicht wagen, wagt sie», schrieb Wölfflin an seine Schwester[125]. Wenige Monate nach dem Hitler-Putsch waren Hugo und Elsa Bruckmann in ihrer Unterstützung des kommenden Führers bereits so weit engagiert, dass ihr Salon, in dem die national-konservativ gesinnte Gesellschaft empfangen wurde und sich zusehends radikalisierte, für harmlosere Reunionen nicht mehr zur Verfügung stand.

Den Kern der Teilnehmer des «Gundrum-Zirkels» bildeten die Studenten der Kunstgeschichte aus der Schweiz. So erinnert sich der spätere Architekt Eduard Vodoz an die «Spaghetti-Abende» bei Maria Gundrum, zu denen Wölfflin während seines Gastsemesters in München (Winter 1926/27) eingeladen habe[126]. An einem dieser Abende habe Wölfflin Gedichte Jacob Burckhardts vorgelesen. Zu diesem Kreis gehörte ein anderer Schüler Wölfflins, Ulrich Christoffel aus Chur. Die Freundschaft, die ihn mit Maria Gundrum verband, beruhte auf einer Gemeinsamkeit ihrer Auffassungen von Kunst und Kunstgeschiche[127].

[124] Karl Krayl an Hans Cornelius, Stuttgart, 2. Juli und 13. August 1926.

[125] Wölfflin an Elisabeth, München, 10. Januar 1924, Nachlass H. Wölfflin III A 797.

[126] Eduard Vodoz (geb. 1901, seit 1943 in Bern im Bundesdienst tätig) an Joseph Gantner, Bern, 20. September 1977, Nachlass J. Gantner. Das Tagebuch Wölfflins verzeichnet am 13. Februar 1927: «Abends Studenteneinladung bei der Gundrum», Notizheft 66, fol. 12. Am 28. Februar (nach der Abschiedsvorlesung): «Nachm. Gundrum, Bücherkiste», ibid.

[127] Ulrich Christoffel (1891–1975) hatte 1917 in München bei Wölfflin promoviert und blieb ihm freundschaftlich verbunden. Sein Leben in München wurde nur von kurzen Tätgikeiten in Basel (am Kupferstichkabinett) und Zürich (in der Redaktion der NZZ) unterbrochen. 1945 kehrte er in die Schweiz zurück. Auf eine Anfrage von J. Gantner, der nach Briefen von Heinrich Wölfflin forschte, antwortete Christoffel, dass sich «bei Frau Gundrum, deren Nachlass ich zu ordnen hatte», keine Briefe von Wölfflin befunden hätten. Christoffel an Dr. Helmi Gasser, bezw. J. Gantner, Chur, 9. Mai 1956. Nachlass H. Wölfflin, Anhang I, IV a. Der Nachlass von Maria Gundrum, von dem hier die Rede ist, muss wohl als verloren gelten.

Bildung und Geselligkeit wurden auch bei Hans Cornelius gepflegt, und die von ihm veranstalteten kulturellen Abende standen denjenigen Wölfflins an geistigem Niveau gewiss nicht nach. Als Maria Gundrum bei der Lektüre einer Goethe-Biographie (es ist leider die im Bruckmann Verlag erschienene von H.St. Chamberlain) auf den Text «Harzreise im Winter» stösst, erinnert sie sich, dass es Cornelius war, der sie einst mit dem «seltsamen Gedicht» vertraut gemacht hatte, und sie lässt sich «von den damaligen Empfindungen» überwältigen. Zugleich denkt sie zurück an die «Homerabende, wo Du einmal, ich glaub, es war im Phäakenland, plötzlich vor Rührung nicht mehr weiterlesen konntest»[127a]. Cornelius gewährte seinen Freunden auch Einblick in seine eigene literarische Produktion, Prosa und Lyrik, sowie Übertragungen von Gedichten seines Freundes Bertil Malmberg, mit dem ihn die Erinnerung an seine 1924 verstorbene Gattin verbinden musste. Als Malmberg 1936 nochmals in Berlin und München weilte – er sollte als Journalist in Schweden über «das neue Deutschland» berichten –, war vorgesehen, dass an einem geselligen Abend seine Gedichte in der Übertragung durch Cornelius vorgelesen würden. Maria Gundrum hätte diese Lesung gerne in kleinem Rahmen in ihrer Wohnung veranstaltet, «um die Stimmung von einstens wieder zu erleben». Auch in diesem Fall erinnert sie sich, dass Malmberg früher, das heisst in den 20er Jahren, wie Hans Cornelius aus seinem Homer, aus der Geschichte seiner Kindheit, dem Prosaband «Ake» vorgelesen hatte[128].

Sind es diese vielfältigen Beziehungen und Beschäftigungen, die ihr die Sicht auf das Ziel verstellten, das ihr in jungen Jahren doch so deutlich vor Augen gestanden hatte, das eigene künstlerische Schaffen? Die Bemerkung an Cornelius, sie habe «radieren angefangen – um damit zu Verdienst zu kommen», zeigt, dass sie damals, im Sommer 1922, wenn auch nicht mit der Malerei, so doch durch die Ausübung ihrer Kunst zu ihrem Lebensunterhalt mindestens beitragen wollte. Erfolg und Anerkennung, wie sie ihren Freunden, dem Ehepaar Caspar-Filser und Paul Renner, zu Teil wurden, waren ihr aber nicht beschieden.

[127a] Maria Gundrum an Hans Cornelius o.O.o.D. (Hödingen, Sommer 1922).

[128] Ausser eigenen Gedichten von Hans Cornelius sind in seinem Nachlass auch Übertragungen aus dem Schwedischen von Gedichten Bertil Malmbergs erhalten (Nachlass Hans Cornelius, Schachtel 12). Bertil Malmberg, Oke und seine Welt, aus den Schwedischen übersetzt, erschienen in Georg Müller Verlag, München, wurde in der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung vom 20. Februar 1928 («Büchertisch», S. 169) von Maria Gundrum angezeigt. Die schwedische Ausgabe, Ake och hans värld, erschien 1935, neu aufgelegt Stockholm 1991 und 1992.

Dass sie sich um die Mitte der 1920er Jahre um eine Anstellung im Bereich der Denkmalpflege bemüht hat, ist vielleicht als ein Zeichen ihrer Resignation als Künstlerin zu verstehen. Andeutungsweise spricht sie von einer Bewerbung, die sich wohl über Jahre hingezogen hat: Man muss «empfohlen sein, durch gute Arbeit allein macht man sich bei den Mitkonkurrenten zunächst verhasst und es geschieht alles Mögliche, um einen nicht aufkommen zu lassen. Ich hüte meine Seele vor Verbitterung»[129]. Es ist möglich, dass eine Bemerkung Wölfflins an Ulrich Christoffel, den er nach seinen Zukunftsplänen fragt, sich auf diese Stellenbewerbung von Maria Gundrum bezieht: «Wenn Sie dann München verlassen haben, wenn Frau Huch in Berlin sitzt, die Gundrum in Lindau als kunsthistorischer Beirat der Stadt angestellt ist, wenn Stange und Rose im Austauschverkehr als Professoren in Michigan und Texas wirken ..., (dann werde ich ... Kaffee im Hofgarten trinken)»[130]. In gleicher Weise wie für die jüngeren unter seinen ehemaligen Schülern setzte sich Wölfflin also auch für das berufliche Fortkommen Maria Gundrums ein. Sie verliess sich aber nicht auf seine Protektion, sondern machte sich daran, ihren Beruf als freischaffende Kunsthistorikerin selbständig zu gestalten. Auf ihrem Briefpapier erscheint nun, sozusagen als Firmenschild, die gedruckte Zeile: *Maria Gundrum, Kunsthistorische Führungen*.

Eine Italienreise, im Frühjahr 1924 mit Martha Wittwer-Gelpke unternommen, führte zu einem beglückenden Wiedererkennen: «Rom das alte. Die Italiener von gewinnendster Liebenswürdigkeit». Sizilien wurde zum «wachen Traumleben»[131]. Vielleicht war es diese Erfahrung, zusammen mit der Erinnerung an ihre frühere Basler Zeit, was sie bewog, sich mit dem Angebot, Ferienkurse für Lehrerinnen zu veranstalten, an den Schweizerischen Lehrerinnenverein zu wenden. Die Schweizerische Lehrerinnenzeitung, deren Redaktion sie vor ihrem Wegzug aus Basel angehört hatte, stand ihr nun offen und nahm während einigen Jahren die Anzeigen der von ihr geplanten kunsthistorischen Reisen sowie auch Berichte von Teil-

[129] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Brieffragment o.O., o.D. (vermutlich Ende 1927).

[130] Wölfflin an Ulrich Christoffel, Zürich, 26. Dezember 1925, Nachlass H. Wölfflin III H 19. Hans Rose wurde später nach Jena berufen. In seinem Gratulationsbrief zu Wölfflins 70. Geburtstag (Jena, 19. Juni 1934, Nachlass H. Wölfflin IV 989) erinnert er sich an den «ehemaligen Münchner Kreis». Der Kunsthistoriker Alfred Stange veröffentlichte Untersuchungen zur deutschen Kunst des Mittelalters.

[131] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, Rom, 21. März 1924 und Positano, 20. April 1924. Bayerische Staatsbibliothek München, Bruckmanniana I, Gundrum. Die Ansichtskarten sind auch von Martha Wittwer unterschrieben.

nehmerinnen darüber auf. Im Juli 1925 erschien die Ankündigung eines Programmes von Führungen, die als «ein abgeschlossenes Ganzes» geplant waren. In München, der Kunststadt, die dazu besonders geeignet sei, werde ein Überblick über die abendländische Kunstentwicklung geboten und auf dieser Grundlage später in andern Kunstzentren auf einzelne Gebiete und Epochen eingegangen[132].

Diese allgemeine Einführung wurde ein erstes Mal im Herbst 1926 in München mit elf Teilnehmerinnen aus acht Kantonen der Schweiz abgehalten. Wieder einmal im Leben Maria Gundrums war ein guter Anfang gemacht, und für das nächste Jahr konnte sie ein weiteres Programm aufstellen: an Ostern zwei Wochen Italien, wovon zehn Tage Florenz, im Sommer 2–3 Wochen Frankreich, wovon zwölf Tage Paris, und im Herbst wieder die zehn Tage «Einführung» in München. Zusätzlich zu der Werbung in der Lehrerinnenzeitung begab sie sich anfangs 1927 selbst in die Schweiz, um mit Vorträgen auf ihre Reisen aufmerksam zu machen[133].

«Die Gundrum ist mit 250.– Fr. Vortragshonorar von einer schweizerischen Tournée zurückgekehrt und bereitet eine Gesellschaftsreise nach Florenz vor», teilt Wölfflin seiner Schwester mit, und mit einer Mischung von Bedauern und Bewunderung fügt er hinzu: «Immerhin hart, mit 60 Jahren seinen Unterhalt so verdienen zu müssen»[134].

Vor dem Aufbruch zu dieser ersten Reise schreibt sie an Cornelius: «Florenz naht: am 26. (gemeint ist: März) möchte ich abfahren, um an Ort und Stelle mich noch vorzubereiten». Ihre Mittel sind äusserst knapp: «Atelier noch nicht vermietet und auch gar kein Geld, um das Nötigste zur Ausrüstung anzuschaffen. Wenn Du mir nochmal 50 Mark schicken könntest und dafür ein eventuelles künftiges Weihnachtsgeschenk behieltest ... Ich hoffe, bis zum nächsten Winter Ärgstes überstanden zu haben ... Den Hauszins bleib ich halt dieses Mal schuldig. Aber Mantel – um alle Mängel zu decken, Schuhwerk etc. brauch ich, um meine Würde als Führerin zu markieren ...»[135]. Auf diese Italienreise folgten im Frühsommer desselben Jahres zwei Kurse in Paris, und in den Herbstferien konnte der zehntägige Einführungskurs in München dreimal abgehalten werden[136]. «Ich hab meine vier Wochen Kurse ohne grosse Ermüdung

[132] SLZ, 15. Juli 1925, S. 210.

[133] SLZ, 20. November 1926, S. 58.

[134] Wölfflin an Elisabeth, München, 8. Februar 1927 (während seines Gastsemesters in München). Nachlass H. Wölfflin III A 825.

[135] Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., o.D. (Frühjahr 1927).

[136] SLZ, 20. Februar, 20. März und 5. Juni 1927. Am 20. Juni erschien ein Bericht: «Momentbilder aus Paris».

gehalten, und vor allem haben die Beine trotz moderner Hüllen tadellos funktioniert. Wäre die Teilnehmerzahl nur doppelt so gross gewesen, so könnte ich bis zum Frühjahr davon zehren»[137].

Jetzt, da diese geführten Reisen so gut angelaufen waren, stellte sich ein unerwarteter Erfolg der früheren vergeblichen Bewerbung in Lindau ein: Auf Grund einer Empfehlung eines ihrer dortigen Juroren erhielt sie einen Auftrag für kunsthistorische Kurse an der Volkshochschule Augsburg. Diese begannen im Herbst 1927 mit etwa dreissig Teilnehmern, einem Kreis, der sich ständig erweiterte, so dass diese Arbeit bis zu ihrem Tod eine wichtige Einnahmequelle blieb.

Im Frühjahr 1928 führt die Reise nach Verona, Venedig und Ravenna, und im Herbst findet wieder ein Kurs in Paris statt[138]. Maria Gundrum hatte sich eine Zuhörerschaft erworben, die immer wieder nach ihren Vorträgen und Führungen verlangte. Die Hauptarbeit zur Vorbereitung wurde in Hödingen geleistet: «Ich (hab) so wunderschöne ruhige und behagliche Tage hier verlebt und so ungestört arbeiten können», schreibt sie im Frühjahr 1928[139]. Während ihrer Abwesenheit versuchte sie das Haus in Hödingen zu vermieten. So bot sie es der Gattin des verstorbenen Bildhauers Carl Burckhardt, der Malerin Sophie Burckhardt-Hipp an, deren Sohn Titus in ihrer Wohnung in München eingemietet war. Auch die Familie ihres Freundes Hans Cornelius verbrachte Ferienwochen in Hödingen.

Die Verteilung von Kursen, Reisen und der Vermietung von Hödingen hatte sich so gut eingespielt, dass ihr Einkommen gesichert schien: «Was mich betrifft, so bin ich froh, direkten Geldsorgen enthoben zu sein, so lange im Winter Augsburg (Professor Kehrer gibt sich alle Müh an meine Stelle zu kommen) und im Frühjahr Italien und das ganze Jahr Hödingen funktionieren. Ich kann nicht sagen, wie gut mir auch geistig diese Nötigung tut, von acht zu acht Tagen mit einem klar durchdachten Vortrag aufwarten zu müssen. Wer heute pinseln muss, kommt mir vor wie ein Fisch auf dem Trockenen»[140]. Das Reden über Kunst, das ihr schon in jungen Jahren leichter erschienen war als das eigene künstlerische Schaffen, hatte sich nun endgültig durchgesetzt.

[137] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Brieffragment, München, o.D. (Herbst 1927).

[138] SLZ, 20. Januar 1928, S. 127 (Anzeige), 20. Juni 1928, S. 290: «Bilder aus Italien» (Bericht).

[139] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Hödingen, o.D. (Frühjahr 1928).

[140] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, München, 31. Dezember 1929.

Es kam alles auf die Qualität ihrer Darbietungen an, und jeder einzelne Teilnehmer war für sie wichtig: «Die Gunst der Götter ermesse ich nur an Anmeldungen», und, indem sie Cornelius für einen Geldbetrag dankt: «Damit die Freude nie zu gross werde, hat die gleiche Post zwei Absagen gebracht. 80 Mark futsch – mögen die Götter den Rest behüten»[141]. Die Unsicherheit der Zahl der Teilnehmer an einer Führung konnte sich auch auf ihre psychische Verfassung und somit auf die Qualität ihrer Vorträge auswirken. So bemerkt sie von einem Besuch aus Basel, die betreffende Dame habe «gerade einen langweiligen Abend erwischt» und eine Führung erlebt, «wo ich, weil statt der erwarteten 30 ein halbes Dutzend da war, den Faden gänzlich verlor»[142].

Man fragt sich, wie es ihr bei der prekären Lage ihrer Finanzen möglich war, die Vorträge und Reisen seriös vorzubereiten. Cornelius und Frau Bruckmann liehen ihr Bücher, und es ist anzunehmen, dass auch Wölfflin ihr bei der Beschaffung von Material behilflich war. Für «Augsburg» wurden ihr die Lichtbilder angeschafft, die sie benötigte, doch brauchte sie darüber hinaus sehr viele mehr, die sie in Paris einkaufte: «500 hab ich schon, weil sie so fabelhaft billig sind ... aber gerade die modernen, die ich für meine Wintervorträge brauch, krieg ich nicht». Um die Dias zu bezahlen, verzichtet sie gelegentlich auf das Mittagessen. Später konnte sie ein Epidiaskop erwerben «um endlich die Lichtbilderkalamität loszuwerden»[143].

Inzwischen hatte in Deutschland und besonders in München der Nationalsozialismus stark an Boden gewonnen, und das Haus der Bruckmann war geradezu zu einem Treffpunkt der Nazigrössen geworden. Während Hugo Bruckmann Hitler persönlich mit Geldbeträgen unterstützte, fiel seiner Frau die Rolle zu, den unbekannten «aufgehenden Star» für die Münchner Society gesellschaftsfähig zu machen. In ihrer (wohlmeinenden?) Betriebsamkeit unterstützte sie nicht nur eine Maria Gundrum, indem sie sie mit Büchern und Zeitschriften versah und für ihr Atelier einen neuen Bodenbelag stiftete, sondern sie bot auch dem damals noch «bedürftigen» Hitler eine

[141] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, Postkarte o.O., o.D. (Hödingen, Sommer 1928), und an Hans Cornelius, Brieffragment, o.O., o.D. (ca. 1928).

[142] Maria Gundrum an Margarethe Burkhalter, München, o.D. (ca.1925). Frau Dr. Pfister-Burkhalter, die lange Jahre als Kunsthistorikerin in Basel tätig war, hatte in München studiert und war dort mit Maria Gundrum zusammengetroffen. Ich danke ihr herzlich, dass sie mir diesen an sie gerichteten Brief Maria Gundrums überlassen hat.

[143] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, Paris, 25. September 1928 und München, 30. Dezember 1937.

Armbanduhr an und offerierte ihm, als sie eine neue Wohnung bezog, bei ihr vorbeizukommen, «um das eventuell für Sie Verwendbare anzuschauen an Möbeln etc.»[144].

Ob Maria Gundrum von diesem Verkehr wusste oder nicht, und was immer sie davon hielt: sie war mit andern Dingen beschäftigt. Als ihr Hans Cornelius vor der Reise nach Ravenna empfiehlt, bei ihren Vorträgen die von ihm und Britsch ausgearbeiteten formalanalytischen Theorien anzuwenden, ist für sie der Anlass gegeben, sich über ihre eigene Auffassung von Kunst und ihre Methode des Interpretierens von Kunstwerken Gedanken zu machen. Für die Kunstpädagogik sei der Wert der Formanalyse unbestritten, antwortet sie Cornelius, doch könnten die reinen Formgesetze allein niemals dem gerecht werden, «was Kunst ausmacht». Für sie als Kunsthistorikerin, die ihre Aufgabe darin sieht, «den Laien in Kunstverständnis einzuführen, Begeisterung, Interesse sogar nur zu erwecken», seien sie nicht genügend.

Jetzt, wo sie genötigt ist, sich in das Gebiet der frühchristlichen Kunst mit ihrem Symbolcharakter einzuarbeiten, ist ihr klar geworden, dass das Kunstwerk «in seiner zeitlichen und geschichtlichen Gebundenheit» gesehen werden müsse, um für den Laien bedeutsam zu werden. «Wie kann ich sie lebendig machen (gemeint ist die Kunst des frühen Christentums), ohne dass ich den Gegensatz der neuen Weltanschauung im Vergleich zur Antike bringe. Da bin ich schon mitten in Kulturgeschichte drin». So sucht sie sich den Zugang zur altchristlichen Kunst von der Antike her zu erschliessen, indem sie, wie sie schreibt, «Curtius» studiert[145]. Jahre später, als es darum

[144] München ‹Hauptstadt der Bewegung›, Bayerns Metropole zur Zeit des Nationalsozialismus, herausgegeben von Richard Bauer, Hans Günter Hockerts, Brigitte Schütz, Wolfgang Till, Walter Ziegler, München 1993, S. 123. Aus dem Beitrag von Otto Gritschneder: «Hitler in der Münchner Society – salonfähig fürs Reich». Auch die Aufzeichnungen des im Widerstand ums Leben gekommenen Diplomaten Ulrich von Hassell enthalten Einzelheiten über den persönlichen Verkehr von Hugo und Elsa Bruckmann mit Hitler. – «Hassell pflegte die Verbindung zu diesem geistig interessierten Paar», das, wie er sagt, zu «Hitlers frühesten Münchner Bekannten gehörte», ... «Zugleich nutzte er die Möglichkeit, um persönliche Informationen über Hitler und Hess zu erhalten». Deutscher Widerstand 1933–1945, Die Hassell Tagebücher 1938–1944, Ulrich von Hassell, Aufzeichnungen vom Andern Deutschland, nach der Handschrift revidierte und erweiterte Ausgabe, unter Mitarbeit von Peter Reiss, herausgegeben von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, Berlin 1989, S.470 (Anm. 21 zu 1938).

[145] Damit ist wohl gemeint: Ludwig Curtius, Die klassische Kunst Griechenlands, erstmals erschienen Berlin 1926 und später ins Handbuch der Kunstwissenschaft aufgenommen. Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., o.D. (Hödingen, März 1928).

geht, den Reiseteilnehmern die mittelalterliche Architektur der Toskana nahe zu bringen, beschäftigt sie sich mit Machiavellis Geschichte von Florenz: der Zeit «wo Pisa die mächtigste war unter all den strebenden Städten»[146]. Mit diesem kulturhistorischen Ansatz steht sie einem Jacob Burckhardt, (dessen «Kultur der Renaissance» sie gelegentlich erwähnt) näher als dem auf das «reine Schauen» eingeschworenen Wölfflin. Im Verlauf der Diskussion mit Cornelius spricht sie aber auch von ihrer Lektüre des Briefwechsels Adolf von Hildebrands mit Konrad Fiedler. Sie gesteht, dass sie das berühmte Buch des Bildhauers «Das Problem der Form», das sie früher im Zusammenhang mit Cornelius' «Elementargesetzen» gelesen hatte, erst jetzt richtig verstanden habe. Hildebrand sei ihr «geradezu lieb geworden», weil er nur von seinen Erfahrungen, von dem, was er als Künstler «in beständiger Arbeit selbst erprobt», spreche. Mit den Worten: «Man ahnt vielleicht, wieviel schöne Illusionen man zerstört bekommt, wenn man nach all den litterarischen Tonaden die einfachen Tatsachen vom Künstler selbst zu hören bekommt», drückt sie eine ähnliche Erkenntnis aus, wie sie Heinrich Wölfflin vor vierzig Jahren beim Besuch desselben Künstlers Adolf von Hildebrand zu teil geworden war, «dass der Schaffensprozess des Künstlers etwas anderes ist, als was gemeinhin die Historiker als Kunst behandeln»[147].

«Altchristliches hätte ich noch eingehender gebraucht», schreibt Maria Gundrum vor der Abreise nach Ravenna an Cornelius, der ihr den «Curtius» geliehen hat, und obwohl sie sich redlich abgemüht hat, gesteht sie: «Diese Zeit wird mir nicht lieber, aber interessant ist sie immerhin. Doch würde ich noch lieber die etruskischen Grabmalereien sehen, sie stehen meinem Herzen näher als die Ravennatischen. Das soll man mir aber nicht anmerken und vielleicht überwältigt der Anblick».

Der Augenschein in Ravenna vermochte es aber nicht, ihre Vorliebe für die Werke der Renaissance und der Antike zu brechen. Auf eine Ansichtskarte, die sie auf der Rückreise an Hans Cornelius schickt und die einen Ausschnitt aus dem Cosme Tura zugeschriebenen ferraresischen Fresko zeigt, kritzelt sie die Worte: «Prachtvolle

[146] Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., o.D. (Hödingen, Juli 1939). Dieser Brief ist vor der Reise verfasst, die Cornelius im Sommer 1939 nach Rumänien unternahn. Maria Gundrum findet es «schade, dass Dich die politischen Dinge gar nicht so stark interessieren», und hofft auf interessante Berichte nach seiner Rückkehr.

[147] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Postkarte, (München), 7. Januar 1928, und Wölfflin an Joseph Gantner, 4. April 1932, zit. bei: Joseph Gantner, Heinrich Wölfflins Basler Jahre, op. cit., S. 94.

Quattrocentoköpfe, nicht? ... was hab ich nicht alles an Kunst gefressen (sic) ... Florenz bleibt mir lieber und frühchristliche Kunst von Ravenna kann nicht konkurrieren mit griechischer»[148].

«Der griechischen Kunst ... gehört überall unser Hauptinteresse», heisst es in der Ankündigung der ersten Sizilienreise 1931. Der Bericht «Im Auto quer durch Sizilien» gibt einen Begriff von der Gründlichkeit der Kommentare während eines einzigen Tages: Für Segesta, der «ersten Offenbarung griechischen Geistes», wird Thukydides zitiert, und so geht es über den Poeten von d'Alcamo und die Troubadours am Hof Friedrichs II. bis zu Goethe und Garibaldi[149].

Es war ihr alter Schmerz, dass sie als Mädchen von dem, «was die Jungen auf dem Gymnasium serviert bekommen», d. h. der klassisch-humanistischen Bildung ausgeschlossen war. Ihr autodidaktisches Studium und ihr ständiger Umgang mit Gelehrten verschiedener Fachgebiete entsprach einem tiefen persönlichen Bedürfnis. Es gehört zu ihrem Wesen, dass sie das auf diese Art erworbene Wissen stets mit den Erfahrungen ihres Lebens in Verbindung bringen konnte. Als Elsa Bruckmann ihr einen Text ihres 1916 vor Verdun gefallenen Neffen, des Hölderlin-Forschers Norbert von Hellingrath, zusandte, sprach sie von «tragischen Verkettungen im Weltgeschehen». Sie holte ihren «schönen 5. Band herunter» (es ist die Hölderlin'sche Übersetzung der Tragödien des Sophokles) und «las die Trauerspiele mit dem Gefühl, als ob das Tragische in Oidipus und Antigonä und im Leben Hölderlins und Ihres Neffen alles aus dem gleichen Strom aufsteige»[150].

Ihren besonderen Wunsch, die Kunst der Etrusker kennenzulernen, erfüllte sie sich 1933, als sie eine Reisegruppe über Volterra, Tarquinia, Viterbo zu den wichtigsten Fundstätten, Nekropolen und Museen führte.

Die eigentliche Liebe war und blieb aber für Maria Gundrum die klassische Kunst des Cinquecento in Italien. Im Goethe-Jahr 1932 lässt sie in der Lehrerinnenzeitung einen Aufsatz über Goethes «Italienische Reise» erscheinen. Aus dem Reisetagebuch an Frau von Stein stellt sie Aussagen des Dichters zusammen, die sich mit ihren eigenen Auffassungen decken: «Alle hohe Kunst ist gleichsam zweite Natur, vom Menschen hervorgebracht nach ewig gültigen Geset-

[148] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Hödingen, o.D. (Frühjahr 1928), und Bologna, 16. Mai 1928.

[149] Sizilien: Ankündiung, SLZ 5. Januar 1931, Bericht: 20. August 1931, S. 360. Etrurien: Ankündigung SLZ 5. Dezember 1932, Bericht: 5. Juli 1933, «Eine Reise durch Etrurien nach Rom», S. 328.

[150] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, München, 10. Januar 1918. Familienarchiv Schuler, Mainz.

zen». Die Namen Raffael und Palladio deuten an, wo in Malerei und Architektur in diesem Sinn Vollkommenheit erreicht wurde. In Goethes berühmtem Wort: «Es liegt in meiner Natur, das Grosse und Schöne willig zu verehren ...», kristallisiert sich für Maria Gundrum die Vorbildlichkeit des Kunstverständnisses des Weimarers. Ihr eigenes Bekenntnis zu dieser Auffassung geht einher mit einer deutlichen Ablehnung des «Neuen», das 1932 freilich längst nicht mehr neu war, und von dem sie wissen musste, dass es andern Gesetzen gehorchte als den von Goethe gepriesenen «ewig gültigen»: «Wie gern überlässt man sich der Führung eines solchen Kunstbetrachters ..., der seine lange geübte klare Weltanschauung hat und höchste Gipfel kennt, besonders in unserer Zeit, die alle Werte verschleift, nur in Superlativen redet und bei den Kindern, im Irrenhaus und bei den Negern suchen geht, um die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens zu entdecken. Goethe weiss: das höchste Schöne ist selten»[151].

Mit dem Festhalten an ihrer alten Vorliebe für die klassische Kunst teilt Maria Gundrum den Geschmack vieler ihrer Zeitgenossen in Deutschland, die in den bewährten Formen den Halt suchten, den ihre in Auflösung begriffene Umwelt ihnen nicht mehr zu geben vermochte. «Wieder einmal, wie in früheren Zeiten, tritt an den Deutschen die Forderung antikischer Gestalt», schrieb Elisabeth Langgässer 1934. «Mass, Mitte und Klarheit, Fülle und Frucht auf vulkanischem Geistesboden».

Wie überall im öffentlichen Leben der Schweiz, so fanden die Ereignisse des Jahres 1933 in Deutschland auch im Schweizerischen Lehrerinnenverein ihren Widerhall. Das Verhältnis Maria Gundrums zu ihren ehemaligen Kolleginnen und besonders zur Redaktion der Lehrerinnenzeitung, die sich ihr bisher immer entgegenkommend gezeigt hatte, wurde davon betroffen. Das Umschlagen des Verhältnisses zu Ungunsten von Maria Gundrum vollzog sich innert wenigen Monaten. Noch im Januar 1933 wurde sie von der Sektion Basel zu einem Lichtbildervortrag eingeladen, und im März erschien ein wie immer lobender Bericht über eine Führung im antiken Ostia[152]. Die festfreudige Stimmung, die im Frühjahr 1933 durch

[151] SLZ 5. März 1932, S. 1: «Goethes Italienische Reise – zu seinen Kunstbetrachtungen». Das Folgende nach: Hans Dieter Schäfer, Das gespaltene Bewusstsein, Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945, München/Wien 1981. Das Zitat von Elisabeth Langgässer daselbst, S. 23.

[152] SLZ 20. Februar 1933, S. 167: Bericht über die Jahresversammlung der Sektion Basel. «Die Jahresversammlung bereicherte ein sehr interessanter Lichtbildervortrag von Frau Maria Gundrum, München, betitelt: Von Regensburg nach Wien im Wandel der Zeiten». Dieser Vortrag wird auch von Wölfflin erwähnt, vgl. Anm. 155. SLZ 5. März 1933, S. 192: «Ein Tag in Ostia unter archäologischer Führung von Maria Gundrum».

eine «Faschistenausstellung» und das gleichzeitig deklarierte «Anno Santo» eine grosse Menge Besucher nach Rom lockte, beschreibt eine Teilnehmerin der von Maria Gundrum geführten Etruskerreise:

«Und sie (das heisst die «ewige Roma») nahm sie alle auf und zog sie in ihren Bann, die vielen Menschen verschiedener Zungen und Verhältnisse und Geschmacksrichtungen, und alle kamen irgendwie auf ihre Rechnung, solche, die beim Heiligen Vater in Audienz empfangen wurden, begeisterte Faschistenzüge jeden Alters und Geschlechts, die mit Fahnen und Musik und mächtigen Kränzen einzogen, schönheitsdurstige Kunstjünger, Historiker und Altertumsforscher und schliesslich Naturfreunde ... all die vielen Menschen streiften für einige Zeit die Alltagssorgen ab und schöpften neue Kraft und Freude».

Dieser Bericht schliesst mit einem Lob der «Gundrum-Führungen» und fordert die Leserinnen auf, «wenn irgend möglich auch einmal mit Frau Gundrum zu reisen»[153].

Stehen die Dinge bereits so, dass eine wohlgesinnte Schweizerin sich veranlasst fühlt, für die vom Nazi-Geist angesteckte Münchnerin ein gutes Wort einzulegen? Es liegt auf der Hand, dass, obwohl 1929 in Italien noch «die kräftig eingreifende, wohltätig wirkende Hand des Duce»[154] zu verspüren war, sich dem Reisen und der freien Pflege der Kunst in Italien und in Deutschland nun zunehmend Hindernisse in den Weg stellten. Im Januar 1933, als Maria Gundrum ihn aufsuchte, schrieb Wölfflin an seine Schwester: (Ein paar Tage zuvor) «machte die Gundrum Besuch, nachdem sie in Basel einen Vortrag absolviert hatte. Ihre Kraft, unter schwierigen Umständen Stand zu halten und das Interesse an der Welt zu bewahren, ist bewundernswert»[155].

Im Schweizerischen Lehrerinnenverein wurde an den Vorgängen in Deutschland eine Kritik geübt, die in einigen scharfen Artikeln unmissverständlichen Ausdruck fand. Mit einem hellen Sinn für den unheilvollen Charakter des Geschehens in der pädagogischen Szene des Dritten Reichs beobachtet die Basler Lehrerin Georgine Gerhard die veränderte Haltung der Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenzeitung, die, ohne den geringsten Protest zu erheben, die «Beurlaubung» einiger bisher angesehener deutschen Schulleiterinnen bekannt gibt. «Es ist uns immer aufgefallen, in welcher, für uns Schweizer geradezu unerhörten Weise die Deutschen ihren Führin-

[153] SLZ 5. Juli 1933, «Eine Reise durch Etrurien nach Rom».

[154] SLZ 20. Juli 1929 «Frühlinsferien in Rom», S. 338 (das Zitat S. 341).

[155] Wölfflin an Elisabeth, Zürich, 31. Januar 1933, Nachlass H. Wölfflin III A 872.

nen Bewunderung und Verehrung zeigen konnten». Was Georgine Gerhards Zorn erregt, ist, abgesehen von der Tatsache der sang- und klanglosen Beseitigung bewährter Schulleiterinnen, der Wankelmut der öffentlichen Meinung, eine spezifische Eigenschaft der «Deutschen», die sich, wie sie sagt, in einem «Gestern ‹Hosianna›, heute ‹Kreuzige›» kundtut. Erschütterung über den Mangel an Widerstandskraft dagegen, dass eine Redaktion, die sich früher «unerschrocken» für die Anliegen der Frauen, besonders der Lehrerinnen, eingesetzt hatte, nun «wie in einer Versenkung» verschwindet, zeigt sich auch in dem Bericht, der die Auflösung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins mitteilt.

Das neue Frauenbild des Dritten Reichs, das die Frau als Mutter «zurück ins Haus» beordert, lässt auch die Mädchenbildung wieder auf die Stufe des 19. Jahrhunderts zurückfallen. «Wenn (diese) Forderungen in Erfüllung gehen, so kommt sie wieder, die ‹höhere Tochter›, nur diesmal in Braun», dies der sarkastische Kommentar Georgine Gerhards zu einem von der Partei aufgestellten neuen Bildungsprogramm[156].

Diese scharfen Töne blieben nicht ohne Wirkung, und Maria Gundrum sah sich vor die Tatsache gestellt, dass aus der Schweiz der Zulauf zu ihren Reisen künftig abnehmen würde. Vielleicht war das der Grund dafür, dass sie nochmals versuchte, ihr Heil in einer Art Anstellung oder wenigstens in einem festen Auftrag zu suchen als Kunstführerin in einem deutschen Reiseunternehmen in Rom. Auch diese Episode verdanken wir einem Brief Wölfflins an Ulrich Christoffel: «Durch die Gundrum werden Sie Unmittelbar-Persönliches vernommen haben. Sie hat auf der Hin- und Rückreise bei mir vorgesprochen. Mir schien, sie sei nicht ganz befriedigt heimgekehrt und nachträglich erfahre ich aus den Mitteilungen von andern ... Führern, dass sie allerdings eine etwas isolierte Stellung eingenommen habe. In aesthetischen Dingen erschien sie etwas rückständig und in politischen zu modernistisch, was zu Conflikten führte»[157].

Was mit der «Rückständigkeit im Ästhetischen» gemeint ist, können wir uns auf Grund des Goethe-Aufsatzes ungefähr vorstellen,

[156] SLZ 5. Juni 1933, S. 286 «Wandlungen in Deutschland im Lichte der Deutschen Lehrerinnenzeitung». SLZ 20. Juni 1933, S. 309 «Zur Auflösung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins». SLZ 5. November 1933, S. 38 «Höhere Mädchenbildung im Dritten Reich».

[157] Wölfflin an Ulrich Christoffel, Zürich 3. November 1933, Nachlass H. Wölfflin III H 64. Dass Rom das Ziel dieser Reise war, ergibt sich aus einer andern Briefstelle; Wölfflin an Elisabeth, Zürich 22. Oktober 1933, Nachlass H. Wölfflin III A 880: «Zum Mittagessen war die Gundrum da, aus Rom zurückkehrend».

und was die Qualifikation «politisch modernistisch» betrifft, so muss man sich erinnern, dass Maria Gundrum trotz einer ausgesprochen bürgerlichen Grundhaltung sich eben doch immer wieder auf die Seite der Schwächeren stellte, zu denen sie, soweit es den Besitz von Geld betraf, selbst gehörte.

Aus der Anstellung in Rom scheint nichts geworden zu sein. Während einiger Zeit konnte sie ihre Stellung im Lehrerinnenverein noch behaupten. Den Plan einer grossen Reise nach Süditalien und Sizilien teilt sie Ende März 1934 Hans Cornelius mit, der damals in Schweden weilte. Von einem Punkt «hoch über Taormina ... in unbeschreiblicher Schönheit» sendet sie Ansichtskarten an Cornelius und Elsa Bruckmann. Noch 1935 weilt sie, wie früher schon nach der Führung in Rom, zur Badekur auf Ischia, «überglücklich angesichts eines paeses, wie ich's liebe ... fremdenleer»[158].

Im Herbst fährt sie ins Rheinland «zu den Denkmälern keltogermanischer Frühzeit, die heute besonders interessieren» und dem «pulsierenden Leben der Gegenwart mit all seinen heissumstrittenen ... Problemen, über die man sich am besten ein eigenes Urteil bildet»[159].

Die Anzeige einer «Herbstfahrt durch 6 bayrische Städte» ist die letzte ausführliche Ankündigung einer «Gundrum-Reise», und sie zeigt nochmals den klar durchdachten Aufbau, das kunsthistorische Niveau dieser Reisen, deren Schwergewicht jetzt die deutsche Vergangenheit war. «Die Reihenfolge der Städte ist so gewählt, dass sich ein Gesamtbild der kulturgeschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes ergibt unter dem doppelten Einfluss von griechisch-römischer Kultur und Christentum». Ausgangspunkt ist München, das durch den Einfluss der klassischen Dichter «eine Wiedergeburt aus dem Geist der Antike» erlebt habe, darauf folgt Regensburg, das für die Zeit der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters steht, sodann Bamberg, ein Zentrum der Hohenstaufer, Nürnberg als Beispiel einer reichen Bürgerstadt der Reformationszeit, Würzburg, geprägt von Gegenreformation und Barock, und schliesslich Augsburg, das mit seinen erhaltenen Denkmälern eine Zusammenschau der gesamten Entwicklung der deutschen Geschichte biete[160]. Mit der letzten Ankündigung einer Reise «Zu den Fürstenhöfen der Renaissance in Italien»[161] verschwindet der Name Maria Gundrums

[158] An Hans Cornelius, Postkarte, 9. März 1934; an Elsa Bruckmann, Taormina/Messina, 9. April 1934; an Hans Cornelius (Stempel) Messina 1934; an Elsa Bruckmann, Ansichtskarte Tarquinia, o.O. (Porto d'Ischia), o.D. (1935).

[159] SLZ 20. Juni 1934, S. 314.

[160] SLZ 3. September 1934, S. 389.

[161] SLZ 5. Januar 1935, S. 111.

aus der Lehrerinnenzeitung, um nicht einmal nach ihrem Hinschied mehr aufzutauchen. Zum zweiten Mal in ihrem Leben hatte sich ein Zusammengehen mit den Kolleginnen in der Schweiz zerschlagen.

Da die Reisen nun aufhörten, war Maria Gundrum genötigt, in München selbst mehr Führungen abzuhalten. Von der Schwierigkeit dieses Übergangs berichtet sie an Wölfflin nach ihrer Rückkehr aus Sizilien, nachdem sie eine einzelne Dame noch in die Provence begleitet hatte: «Ich bin wieder daheim, aber wenn man zwei Monate lang rumgesurrt ist – durch Italien, durch Frankreich, dann geistern einem die Organe weiter und man findet sich schwer zurecht». Sie spricht in diesem und dem folgenden, dem Gratulationsbrief zu Wölfflins 70. Geburtstag, von den Schwierigkeiten des Wiederanfangens: «Man muss Berge wälzen, damit vielleicht eine Maus rausspringt». Sie hat auf Wölfflins «Tag» gesetzt, die «Schwelle der Hemmungen» überschritten und in der Glyptothek eine Gratisführung abgehalten, die erfolgreich war[162]. Auch Cornelius gegenüber erwähnt sie die Erfahrung des schwierigen Anfangens nach einer Reise: «Wenn ich abwesend war, geht es immer unangenehm lange, bis ein guter Anfang gemacht ist»[163].

Die Feststellung: «Nirgendwo in Deutschland fiel die Saat des rechten Radikalismus auf einen so aufnahmebereiten Boden (wie in München)»[164] gilt insbesondere auch für den Bereich der Kunst. Zwei Jahre bevor München den Titel «Hauptstadt der Bewegung» erhalten hatte, war sie von Hitler zur «Hauptstadt der Deutschen Kunst» erhoben worden, deren Zentrum, das «Haus der Deutschen Kunst», im Juli 1937 mit grossem Aufwand eingeweiht wurde. Bei ihren Bemühungen, die deutsche Grösse auch im Bereich des Kulturellen zu propagieren, knüpften die Nazis an die in München bestehenden volkstümlichen Traditionen an. Es war ein Leichtes, Volksfeste, die sich seit jeher grosser Beliebtheit erfreut hatten, in den Dienst ihrer Propaganda zu stellen. So wurden am alljährlich gefeierten «Tag der Deutschen Kunst» unter dem Titel «2000 Jahre Deutscher Kultur» grosse Festzüge veranstaltet, in denen historisch aufgemachte Gruppen die Abfolge der vergangene Epochen darstellten, was unweigerlich zur Verherrlichung der Gegenwart des Dritten Reiches führte. Wie schon seit jeher an Münchner Festzügen beteiligten sich auch jetzt einheimische Künstler an ihrer Aus-

[162] Maria Gundrum an Heinrich Wölfflin, München, 14. Juni und 21. Juni 1934, Nachlass H. Wölfflin IV 491 und 492.

[163] Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., 15. Juni o.J.

[164] «München Hauptstadt der Bewegung», S. 104 im Beitrag von Wilfried Rudloff, «Auf dem Weg zum Hitlerputsch».

stattung. Das vereinfachende lineare Geschichtsdenken, das auch an den Reiseprojekten Maria Gundrums zu bemerken ist, drang ins Bewusstsein der Menge ein und verfestigte sich zu optimistischem Zukunftsglauben.

Dieses München hatte Maria Gundrum zu ihrer Wahlheimat gemacht, und trotz den Einschränkungen, die das «neue Deutschland» ihrem persönlichen Leben auferlegte, ist sie mit ihrer Neigung zu Festfreudigkeit und Gemeinschaftserleben im breiten Mittelfeld der unkritischen Mitläufer zu suchen.

Die Anfälligkeit Maria Gundrums für das nationalsozialistische Gedankengut hat eine weitere Wurzel in ihrer früheren Verbindung mit den Münchner «Kosmikern», besonders mit Alfred Schuler. In einem Aufsatz, den sie 1930 unter dem Titel «Weihnachtsmythos» in der Lehrerinnenzeitung erscheinen liess[165], erinnert sie an den heidnischen Ursprung des Weihnachtsfestes, die Geburt des Sol invictus, und spricht dann, über die römische Kulturgeschichte hinausgehend, von «Urerlebnissen der Menschheit», der Geburt und der Verehrung des Feuers, dessen Symbol die kreuzweis übereinandergelegten Hölzer sind, die Swastika. Die Schöpfer des Mythos von der Geburt Agnis, des Feuers, seien nicht die Römer, sondern die den Germanen verwandten arischen Inder gewesen. Wörter wie Feuer- oder Hakenkreuz, Ariertum oder Leuchte der Welt haben ihre destruktive Kraft noch nicht entfaltet, und die Art ihrer Verwendung in diesem Text ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie sich das «Gift» solcher Ausdrücke gewissermassen schleichend ausbreiten konnte. So ist es auch mit dem Begriff «Entartung», der im Geschichtsdenken Schulers eine Rolle spielt und mit dem Maria Gundrum längst vertraut war. Seine Schilderung des historischen Prozesses des Übergangs von der römischen Republik zum Imperium, die sie schon vor Jahren beeindruckt hatte, schien sich nun mühelos auf das gegenwärtige Geschehen des beginnenden Dritten Reichs anwenden zu lassen: «Entartungserscheinungen, grosse, die Gesamtbevölkerung ergreifende Laster» seien «nichts anderes als ein Zeichen, dass eine alte Welt zu Ende geht und dass ... der Anbruch eines neuen Tages heraufkommt»[166]. Als Sinnbild eines solchen Umbruchs wurde, nicht

[165] SLZ 20. Dezember 1930, S. 86.

[166] Der vollständige Wortlaut des Zitates: «Für die Entartung ist ein anderer Punkt noch wichtig, nämlich, dass die gesamte Vitalität, angezogen von der stofflichen Sinnlichkeit, gleichsam gewaltsam ausbricht und dadurch dem Leben als solchem grosse Gefahren bereitet. Trotzdem sind Entartungserscheinungen ...» usw. Aus dem 6. Vortrag des Zyklus «Vom Wesen der ewigen Stadt», erstmals gehalten im Winter 1917/18, später gedruckt in: Alfred Schuler, Fragmente und Vorträge, op. cit., unter dem Titel «Der Cäsarismus zwischen zwei Welten», S. 244.

nur von Schuler, sondern schon während der Revolution von 1918/19 in München das Sonnenrad oder die Swastika verwendet[167].

Der Antisemitismus Schulers, den Maria Gundrum übernahm, ist wie die entsprechende Haltung vieler deutscher Intellektueller als sogenannter Konkurrenzantisemitismus zu verstehen, eine in den 1920er Jahren verbreitete Annahme von der Existenz einer «Weltverschwörung der Juden» auf Grund ihres vom übrigen Menschengeist abgesonderten «jüdischen» Geistes. Diese Form des Antisemitismus ging einher mit einer Ablehnung des Christentums als Spross der jüdischen Religion und damit auch der Ablehnung der bürgerlich-patriarchalen Kultur überhaupt[168]. Der Weihnachtsaufsatz Maria Gundrums lässt das Bürgerliche, das sich in ihren äusseren Lebensformen und auch in ihrem Kunstverständnis äussert, gewissermassen als eine dünne Schicht erkennen, unter der ein tieferer Grund ihres Wesens sichtbar wird. Wenn in ihren Briefen an Cornelius so oft die «Götter» zitiert werden, so geschieht dies nicht nur im Sinn eines freundschaftlichen Einverständnisses, sondern das Wort wird gebraucht als Ausdruck eines Lebensgefühls, das gegen bürgerliche Konventionen gerichtet ist. Ihr Unterfangen, den vorchristlichen Ursprung des Weihnachtsfestes hervorzuheben und den im wahrsten Sinn des Wortes «eingebürgerten» religiösen Brauch geradezu als einen heidnischen Ursprungsmythos darzustellen, ist kennzeichnend für eine bestimmte Art pseudowissenschaftlichen Geschichtsdenkens, das von der Nazi-Propaganda angewendet wurde und das man in der Schweiz als unerträglich, ja provokatorisch empfinden musste.

Einige Jahre später erweist es sich, dass die Pest des antisemitischen Denkens sich auch in Maria Gundrums persönlichen Leben eingenistet hat. An Hans Cornelius, der zu dieser Zeit noch mit Friederike Rosenthal verheiratet war, gibt sie die Bemerkung eines Dritten

[167] «Das Sonnenrad war das allgemeine Sinnbild der vitalen und spirituellen Erneuerung, bevor es als Swastika, bezw. Hakenkreuz das Zeichen der spezifisch völkischen Wiedergeburt wurde». Martin Lindner «Illustrierte Zeitschriften der Revolution» in: Süddeutsche Freiheit, Kunst der Revolution in München 1919, op. cit. S. 74.

[168] In seinem Beitrag «Zwischen Arkadien und Babylon» bemerkt Wolfgang Frühwald, «klassisch-heidnische Paradiesesmythen zu denen ... Antisemitismus als Gegenpol gegen die jüdisch-christliche Kulturtradition gehörte», seien schon bei den Kosmikern beliebt gewesen. «Da sich der religiös-politische und der wirtschaftliche Antisemitismus in Bayern mit solch neopaganen Ursprungsmythen mischte, entstand hier eine Keimzelle jener Grausamkeiten, die in der Gegenrevolution von 1919 das Jahr 1933 vorausdeuteten». München, Musenstadt mit Hinterhöfen, op. cit. S. 266.

weiter, er begreife nicht, «dass Du Deine Jüdin nicht längst losgeworden bist»[169]. Die dritte Ehe des volks- und naturverbundenen Neukantianers, der als Wanderer mit dem Rucksack bei seinen Freunden bekannt und beliebt war, wurde 1939 geschieden. Die berühmte Münchner Antiquariatsdynastie der Rosenthal war ein besonders spektakuläres Opfer der Enteignungs- und Vertreibungstaktik, mit der die Nazis gegen die Inhaber jüdischer Geschäfte vorgingen[170].

Aus privaten Wohltätern war das Ehepaar Bruckmann nun zu aktiven Mitarbeitern der Nazipartei geworden. Hugo Bruckmann verlegte die Kataloge der Deutschen Kunstausstellungen, und Elsa Bruckmann besuchte Parteiversammlungen. Den Aufruf zur Gründung des von Alfred Rosenberg geleiteten «Kampfbundes für deutsche Kultur» unterzeichneten sie beide nebst dem Kunsthistoriker Carl Cornelius und einigen Angehörigen des Bayreuther Wagner-Kreises. Eine Karte an Elsa Bruckmann aus Paris, auf der sie die Freundin als glückliche Autobesitzerin beglückwünscht hatte, schliesst Maria Gundrum mit dem Wunsch: «Viel Erfolg im Kulturbund», und an ihre Neujahrswünsche für dieselbe Elsa Bruckmann fügt sie die Bemerkung an: «Die Zeit erscheint selbst mir Aussenstehender so furchtbar ernst, dass ich mir lebhaft vorstellen kann, wie stark Sie als Wissendere hangen und bangen müssen, wie sehr all Ihr Denken und Tun in Anspruch genommen ist. Darum verhalte ich mich so still, obwohl ich oft gerne von Ihnen ein bischen hinter die Coulissen geführt würde»[170a].

In einem gewissen Sinn war Elsa Bruckmann ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen schon immer die «Wissendere» gewesen. Um die zunehmende Brutalität der Machthaber zu erleben, brauchte es in München zu Beginn der 1930er Jahre allerdings kein besonderes Wissen, und es war nicht nötig, «hinter die Coulissen» geführt zu werden, um beispielsweise Zeuge des Boykotts der jüdischen Geschäfte und der darauf folgenden Gewalttaten zu werden. Diese Dinge spielten sich vor aller Augen in den Strassen der Stadt ab. Maria Gundrum empfindet den Abstand, der sie als Zuschauerin von der in der «Bewegung» aktiven Elsa Bruckmann trennt: «Sie sind so

[169] Maria Gundrum an Hans Cornelius, o.O., 21. Februar 1936.

[170] «München, Hauptstadt der Bewegung»; «Das Beispiel einer Familie, das Antiquariat Rosenthal», S. 406.

[170a] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, Paris (Ste. 25.9.1928) und München, 31. Dezember o.J. (1929).

völlig eingesponnen in Politik, dass ich Sie in mein unpolitisch und überhaupt betrüblich dünn gewordenes Milieu gar nicht mehr einzuladen wage»[171].

Das Klima der Gewalt, in dem sie lebten, hinderte Wölfflins Freunde nicht, am 20. Juni 1934 (es war zehn Tage vor dem Röhm-Putsch) seinen 70. Geburtstag zu feiern und ihn einmal mehr zur Rückkehr nach München aufzufordern: «Zehn Jahre sind um. Das Siegestor wartet Ihres Einzugs. Und wir alle warten mit ...» Es folgen die Unterschriften von Hugo und Elsa Bruckmann, Maria Gundrum, Ulrich Christoffel und einigen andern. Fünf Jahre später schliesst Wölfflin seinen Brief, in dem er Christoffel für dessen Geburtstagswünsche dankt, mit den Worten: «Grüssen Sie Ihre Frau und die Gundrum. Wenn ich an Sie schreibe, glaube ich immer, auch zu dieser zu reden. Oder sind Sie etwa gerade verzankt?»[172]

Noch immer bildete also die Freundschaft zwischen Maria Gundrum und Ulrich Christoffel den Mittelpunkt des ehemaligen Wölfflin-Kreises, in dem sich die Gewohnheit, die Geburtstage sowie Weihnachten/Neujahr gemeinsam zu feiern, erhalten hatte. Das machte es Wölfflin leicht, seine Absagen an die Bemühungen Christoffels, ihn nach München zurückzuholen, in einem heiter-ironischen Ton abzufassen, als gälte es, sich bloss für das Nichtteilnehmen an einem feucht-fröhlichen Fest zu entschuldigen: «Wenn der Sylvester ohne gemeinsames Pokulieren vorbei gegangen ist, so soll das nicht heissen, dass der Münchner Plan aufgegeben ist ... Auch beim Hermannsfest der Gundrum würde ich die Rolle eines Wotan sicher schlecht gespielt haben. Sie werden mir später erzählen, wie es war», schreibt er anfangs 1935, und am Ende desselben Jahres tönt es ähn-

[171] 26. Dezember o.J. (1928). Zehn Jahre später äusserte Elsa Bruckmann, die bei Hassells zum «Tee» eingeladen war, zwar ihr «Entsetzen über die schamlosen Judenverfolgungen», und einige Tage später beobachtet Hassell: (sie war) «immer verzweifelter über die Entwicklung des Mannes, für den sie alles eingesetzt hat [Hitler]. Sie klammert sich noch an die Reste ihrer sentimentalen Anhänglichkeit und ihrer Hoffnungen, aber in ihrem Verstand hat sie ihn gänzlich abgeschrieben». Trotzdem fuhr Elsa Bruckmann fort, Hitler an Weihnachten 1938 und 1939 sowie an ihren Geburtstagen zu empfangen und an Ilse von Hassell die Dauer dieser Besuche sowie den Wortlaut der Eintragungen des Gastes in ihr Gästebuch weiterzugeben. Hassell, Tagebücher, op. cit., Eintragungen vom 27. November, 25. und 29. Dezember 1938 (S. 63, 73, 75) sowie vom 21. Dezember 1939 (S. 150), 18. Mai 1941 (S. 254) und 1. August 1942 (S. 324).

[172] Ansichtkarte, München, 20. Juni 1934, Nachlass H. Wölfflin IV 131. Wölfflin an Christoffel, Braunwald, 7. Juli 1939, ibid. III H 115 (Wölfflins Geburtstag war der 21. Juni).

lich: «Zu einem Weihnachtsbesuch in München kommt es nun wohl nicht mehr, obwohl ich die Gans, die Ihre Frau jedesmal mit vollendeter Kunst zuzubereiten weiss, ungern der Gundrum allein überlasse; aber aufgegeben ist der Münchner Plan durchaus nicht». Auf den wirklichen Grund seines Rückzuges, die politische Situation, über die nicht geschrieben werden durfte, spielt er möglicherweise an, wenn er am Schluss erklärt, dass die Wiederaufnahme einer Lehrtätigkeit, sein Erscheinen in München «als blosser Grüner Heinrich, ... zu einer Katastrophe führen» könnte[173].

Maria Gundrum unternahm in diesen Jahren, da sich die «Bewegung» radikalisierte, einen Versuch, selbst politisch aktiv zu werden. An Cornelius, der sich von seiner dritten Frau bereits getrennt hatte und mit seinen Kindern in Schweden weilte, schreibt sie: «Ich hatte besonders viel zu tun mit Schreibereien und Frauenzusammenkünften zur Besprechung der heutigen Lage ... Hier gibt's Kampf der Geister und Geschlechter auf jedem Gebiet, ohne Zweifel grosse Zeit»[174]. Es gelang ihr, in der «Deutschen Arbeitsfront», einer mächtigen Organisation, für die 1940 ein grosses neues Verwaltungsgebäude geplant war, einen Auftrag für kunstgeschichtliche Führungen und Vorträge zu erhalten. Diese werden aber Ende 1937 als «unerquicklich» bezeichnet, und im Juni 1938 heisst es lakonisch: «Die Arbeitsfrontführungen hören auf»[175].

Die Geldknappheit dauert an, und immer noch sind es Führungen und Reisen, von denen sie leben muss. Ende 1937 hofft sie auf den Ertrag einer Sizilienreise. Durch die Vermittlung von Irene Reichert, die Kurse in Ausdruckstanz erteilt, kommt sie in Kontakt mit Elizabeth Duncan und bemüht sich um Unterricht an ihrer Schule[176]. Es sind ihr noch ruhige Tage konzentrierten Arbeitens beschieden: «Ich arbeite glücklich und fleissig für meine 4–5 wöchentliche Vorträge und Führungen», und: «Ich habe den ganzen Tag mittelalterliche Architektur der Toskana studiert ... dazu lese ich Macchiavelli – alles Vorbereitung auf die Winterarbeit»[177].

[173] Wölfflin an Christoffel, Zürich, 1. Januar 1935 und 23. Dezember 1935, Nachlass H. Wölfflin III H 73 und 79.

[174] Maria Gundrum an Hans Cornelius, München, 9. März 1934.

[175] Maria Gundrum an Elsa Bruckmann, o.O., 30. Dezember 1937 und an Hans Cornelius, o.O., 15. Juni o.J. (vermutlich 1938).

[176] Maria Gundrum an Hans Cornelius, 15. Juni o.J.: «Die Gelegenheit, mich bei den Duncans ‹anzupreisen› möchte ich ... ausnützen».

[177] Maria Gundrum an Hans Cornelius, München, 21. Februar 1936 und Hödingen, Juli 1939.

Wölfflin, von dem sie durch Christoffel immer wieder hört, und an den sie gelegentlich auch selbst schreibt, hat ihren 70. Geburtstag (am 18. Juli 1938) halbwegs «vergessen», er war für ihn jedenfalls kein Anlass, ein Wort an sie zu richten[178]. Wie sie aber Wölfflins 70. nicht vergessen hat, so vergisst sie 1939 auch seinen 75. nicht. Der Brief, den sie ihm zu diesem Anlass schickt, und den er mit den beiden andern aus dem Jahr 1934 als einzige Zeugnisse seiner Verbundenheit mit ihr seinem Nachlass überlieferte, handelt fast ausschliesslich von dem Porträt Wölfflins, das Heinrich Altherr in Arbeit hat. Der bekannten Ungeduld des Modells hält sie das Urteil von Christoffel über Altherrs Porträtkunst entgegen: «Er schafft's sicher ... er hat schon viele starke Köpfe gemacht ... er ist der Einzige, der einen Wölfflin Kopf gestalten kann, er muss nur Zeit haben ...» An diese für Wölfflin schmeichelhaften Worte schliesst sie ihre eigene Ansicht an über Altherrs Kunst. Sie spricht von der «sieghaften Möglichkeit seiner Formenwelt» und fährt fort: «Seine Porträte aber werden durch sein Ringen, auch seelische Akzente, unfassbares in Erscheinung zu zwingen, so ungewöhnlich – voll von Spannungen. Bei all den Porträten, deren Träger ich kenne, bin ich immer tief erstaunt, was alles er von ihnen auszusagen weiss in knappster Form, ganz verwandelt in seinem farbigen Brei, der völlig verschwindet in der Kraft des Ausdrucks der Persönlichkeit. Gewöhnliche Menschen malt er ja nicht». Sie geht dann über zu einer Schilderung der momentanen Lebensweise in München, den knappen und teuren Nahrungsmitteln, «es reicht zum Leben und es muss durchgehalten werden». Aber was Wölfflin in München leider noch nicht gesehen habe, «der Siegestorkomplex und das Haus des Deutschen Rechts», das tut ihr «in der Seele wohl». So tröstet am Vorabend des Krieges die monumentale Architektur der Machthaber die kleinen Leute über ihre alltäglichen Sorgen hinweg[179].

Die Floskel von der «grossen Zeit» erhält sich bis ins erste Jahr des Krieges: «Ich lese Ernst Jünger, Der Arbeiter, und sag mit Krayl: ‹es ist ein Hochgefühl, dass man diese Zeit noch erleben darf›»[180]. Diese Worte sind im Frühsommer 1940 während eines Badeaufenthaltes geschrieben, bei dem sie Musse hatte, zusammen mit «Frau Professor Wolff, einer intelligenten Malerin» das Buch von Jünger zu lesen.

[178] Wölfflin an Christoffel, Winterthur, 17. Juli 1938 (Stempel) «Morgen werden Sie das Gundrum Jubiläum feiern, das mir nun ... entgangen ist», Nachlass H. Wölfflin III H 109.

[179] Maria Gundrum an Wölfflin, München, 17. Juni 1939, Nachlass H. Wölfflin IV 493.

[180] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Bad Höhenstadt bei Passau, 9. Juni 1940.

Wenig später erinnert sich Elisabeth Wolff-Zimmermann anlässlich des Todes von Maria Gundrum an die vier Wochen ihres Zusammenseins in Bad Höhenstadt: Gemeinsam hätten sie Jüngers Buch «durchgearbeitet», wobei ihr die «Klarheit des Geistes» ihrer Gefährtin hilfreich gewesen sei. «Unser gemeinsamer Optimismus für die Gegenwart und noch mehr für die Zukunft und unsere unersättliche Kunstliebe verband uns ...»[181]

Grund zum Optimismus gab es im Sommer 1940 auch im privaten Bereich: «Moor und Schwefel» habe gut getan, kann sie an Cornelius berichten. Etwas gedämpfter klingt es im September aus Zürich, wo sie sich kurz aufhielt und auch mit Wölfflin zusammentraf: «Hab Basler Freunde getroffen aber hingehen möchte ich nicht. Jeder singt ein ander Lied. Wetter ist scheusslich und ich hab keinen Schirm. So ist's schon gut, wenn ich bald wieder in meinem Schwabing lande, da treffen wir uns hoffentlich recht bald und dann erzähle ich»[182]. Das ist Maria Gundrums Abschied von der Schweiz.

Im Februar 1941 erfährt Dr. Krayl durch die sie behandelnden Ärzte, dass Maria Gundrum ernstlich erkrankt ist. Ihm, dem Freund gegenüber, dem sie sich nicht anvertraut hat, gibt sie sich zuversichtlich, doch macht er sich Sorgen und bleibt mit seinen Kollegen in Verbindung. Die Nachricht von ihrer Krankheit macht unter ihren Freunden rasch die Runde und dringt bis zu Wölfflin, der aus seinen Ferien an Christoffel schreibt: «Grüssen Sie Ihre Frau. Und wie geht es der Gundrum? Sie war im Spital?»[183] Einen Monat später sendet er an Maria Gundrum selbst eine Karte, die an die Klinik adressiert ist: «Dank für die Karte aus dem Spital. Die nächste ist doch hoffentlich nicht mehr mit Bleistift, sondern mit Tinte und Feder geschrieben und meldet den neugewonnenen Anschluss ans Leben ... Alles Gute»[184]. Die Tanzpädagogin Irene Reichert veranstaltet mit ihren Schülerinnen an einem Freitagabend als «Ersatz für die verlorenen Freitage unserer lieben Gundrum» eine Vorstellung «für die arme Freundin, die da geduldig liegt und ihr Schicksal erwartet»[185].

[181] Elisabeth Wolf-Zimmermann an Hans Cornelius, München, 5. Mai 1941. Nachlass Hans Cornelius.

[182] Maria Gundrum an Hans Cornelius, Zürich, 25. September 1940.

[183] Karl Krayl an Hans Cornelius, Stuttgart, 15. Februar 1941 und Wölfflin an Christoffel, Klosters, 23. Februar 1941, Nachlass H. Wölfflin III H 127.

[184] Postkarte von Wölfflin, Zürich, 23. März 1941, adressiert an Frau M. Gundrum, Maria Theresiaklinik, Bavariaring 46, München. Die Karte, die etliche Zensurvermerke trägt, wurde von dritter Hand umadressiert an: Frl. Bristling, Ohmstrasse 17, München. Sie hat Maria Gundrum wohl nicht mehr erreicht und befindet sich jetzt in Wölfflins Nachlass, III H 128.

[185] Irene Reichert (Mimi) an Hans Cornelius, München, 20. März 1941.

Hans Cornelius besucht Maria Gundrum im Spital. Kurz nachdem er sie verlassen hat, betritt Professor Lebake das Krankenzimmer: Sie hat soeben einen Schlaganfall erlitten. Dies berichtet Lebake selbst seinem Kollegen Dr. Krayl, der es seinerseits dem gemeinsamen Freund Hans Cornelius überliefert: «Das letzte Wort der Gundrum war: ‹Schade›»[186]. Der Tag ihres Todes ist der 27. März 1941.

Unter den Briefen Wölfflins an Christoffel befindet sich eine Karte ohne Anrede, ohne Ort und Datum und ohne dass ein Name genannt würde: «So ist denn auch diese aufrechte Gestalt aus dem Kreis der Lebenden verschwunden. Ihr Tod scheint ja ein leichter gewesen zu sein und vielleicht muss man auch sagen, dass sie zum Abgang den richtigen Moment gewählt hat. Sie hinterlässt wohl überall ein ausgezeichnetes Andenken. Altherr und Dom(inik) Müller habe ich benachrichtigt. Der Ihrige H.W.»[187].

An einer Feier in ihrem Atelier, am Abend der Beisetzung, hielt auf Wunsch der Verstorbenen Ulrich Christoffel einen kunsthistorischen Vortrag. Ida Beer-Wallbrunn gab eine Schilderung ihres Lebens, und in einer kleinen Ansprache, die in ein Hölderlin-Zitat ausmündete, hob Hans Cornelius den «Zauber ihres Wesens» hervor. Wir kennen nur diesen letzten Text, der keine Angaben zur Biographie enthält, den Cornelius aber drucken liess und an etwa sechzig Personen versandte.

Die Liste dieser Namen lässt nochmals das ganze Spektrum der Freundschaftsbeziehungen von Maria Gudrum erkennen: Teilnehmerinnen und Teilnehmer an ihren Führungen und Reisen, an den Kursen der Volkshochschule Augsburg; ihre Münchner Freunde und Freundinnen, Eliane Bristlin und Gabriele Englerth, bei denen sie zuletzt gewohnt und die sie wohl auch gepflegt hatten; Fanny Hoppe-Moser; zwei Malerinnen, Martha Buhl und Anna Elisabeth Ragué, die ein Jahr zuvor Maria Gundrum portraitiert hatte; der Kunsthistoriker Hanns Floerke, mit dem sie seit ihrer Studienzeit in Basel befreundet war. Und schliesslich die Getreuen aus Basel: Martha Wittwer bat Hans Cornelius, seine «Abschiedsworte» an folgende Personen in Basel zu schicken: an den Maler Hermann Meyer, an Emmy Koettgen, die wie Floerke bei Wölfflin in Basel studiert hatte, an Sophie Burckhardt, die Frau des verstorbenen Bildhauers Carl Burckhardt (der an der Weihnachtsfeier von Anzio teilgenommen und sie beschrieben hatte), an die Kunsthistorikerin Margaretha Pfister-Burkhalter, die als junge Studentin in München von Maria

[186] Karl Krayl an Hans Cornelius, Stuttgart, 9. April 1941.
[187] Nachlass H. Wölfflin III H 154.

Gundrum beherbergt worden war, und schliesslich an den Basler Denkmalpfleger Rudolf Riggenbach (1882–1961) – mündliche Überlieferung will, dass er «irgendwann», vermutlich an einem Sylvesterabend vor dem Ersten Weltkrieg, Maria Gundrum einen Kranz aufs Haupt gesetzt habe[188].

Längere Antworten auf die Todesnachricht trafen ein von Heinrich Altherr, der sich an seine frühe Begegnung mit Maria Gundrum und Hans Cornelius in Karlsruhe und Oberursel erinnert, und vom getreusten aller Malerkollegen in Basel, Hermann Meyer. Er und seine Freunde hätten Maria Gundrum «wenn auch leider oft in recht spärlicher Verbindung sozusagen durchs ganze Leben begleitet ... Die Art des Denkens von Maria Gundrum wird unvergessen bleiben, solange man über künstlerische und menschliche Probleme spricht»[189].

Quellen

1. Universitätsbibliothek Basel:
   - Nachlass Heinrich Wölfflin, Briefe, Notizhefte.
   - Nachlass Joseph Gantner, Recherchen zur Biographie von Heinrich Wölfflin.

2. Bayerische Staatsbibliothek München:
   - Nachlass Hans Cornelius, Ana 352: Briefe von Maria Gundrum, von Karl Krayl, von Paul Renner und andern an Hans Cornelius. Autobiographische Aufzeichnungen von Hans Cornelius.
   - Bruckmanniana I, Gundrum: Briefe von Maria Gundrum an Elsa Bruckmann.

[188] Eliane Bristlin (geb. 1883) war eine Tochter des schweizerischen freisinnigen Politikers Alfred Brüstlein (1853–1924). Sie lebte in München als Sängerin und war mit der Geigerin Andrea Wittwer, der Tochter von Martha Wittwer-Gelpke, befreundet. Nach 1945 kehrte sie mit der Familie Wittwer in die Schweiz zurück. (Mitteilung von Eva Bernoulli, 7. Dezember 1994). Fanny Hoppe-Moser wird als Freundin von Ricarda Huch (in Berlin um 1910) erwähnt in: Marie Baum, Leuchtende Spur, Das Leben Ricarda Huchs, Tübingen 1950, S. 390. Sie dürfte identisch sein mit der «Frau Dr. Hoppe», die 1914 in einem Brief Karl Krayls an Hans Cornelius als Freundin von Maria Gundrum erwähnt wird. Hanns Floerke schreibt: «Für sie (dh. Maria Gundrum) war wirklich ‹der Tag golden bis zuletzt› trotz aller Schwere ihres Lebens ...» Er bittet um Exemplare des Nachrufs für seinen «Sohn und Freunde, die alle Maria Gundrum so sehr verehrten».

[189] Hermann Meyer an Hans Cornelius, Basel, 30. Mai 1941, Nachlass Hans Cornelius.

3. Universitätsbibliothek Göttingen:
   – Nachlass Karl Schwarzschild, Cod. Ms. 294: Briefe von Maria Gundrum an Karl Schwarzschild.

4. Schiller National Museum / Deutsches Literaturarchiv, Marbach:
   – Klages-Archiv: Briefe von Maria Gundrum an Ludwig Klages, ein Brief von Klages an Maria Gundrum, Korrespondenz Elsa Bruckmann / Ludwig Klages und Alfred Schuler / Ludwig Klages, Briefe von Alfred Schuler an Christoph Bernoulli.

5. Familienarchiv Schuler, Mainz, Herr Min.Rat a.D. Karl-Heinz Schuler:
   – ein Brief von Maria Gundrum an Elsa Bruckmann.

6. Schweizerisches Literaturarchiv (SLA), Bern:
   – Rilke-Archiv: ein Brief von Hedwig Jaenichen-Woermann an Rainer Maria Rilke.

7. Staatsarchiv Basel-Stadt:
   – Erziehungsakten.
   – Protokoll der Sektion Basel des Schweizerischen Lehrerinnenvereins ab 1898, PA 755.

Der Nachlass von M. G. selbst bestand aus vier ihrer Bilder, die sie sieben Freunden bezw. Freundinnen vermachte, die alle in München wohnten, sowie aus Büchern und Lichtbildern, als deren Erben sie Dr. U. Christoffel bezeichnete. Mitteilung des Amtsgerichts München vom 23. August 1994. Alle Nachforschungen zu dieser Hinterlassenschaft (schon J. Gantner hatte sie betrieben) blieben ohne Ergebnis.

Dr. Dorothea Roth
Sierenzerstrasse 47
4055 Basel